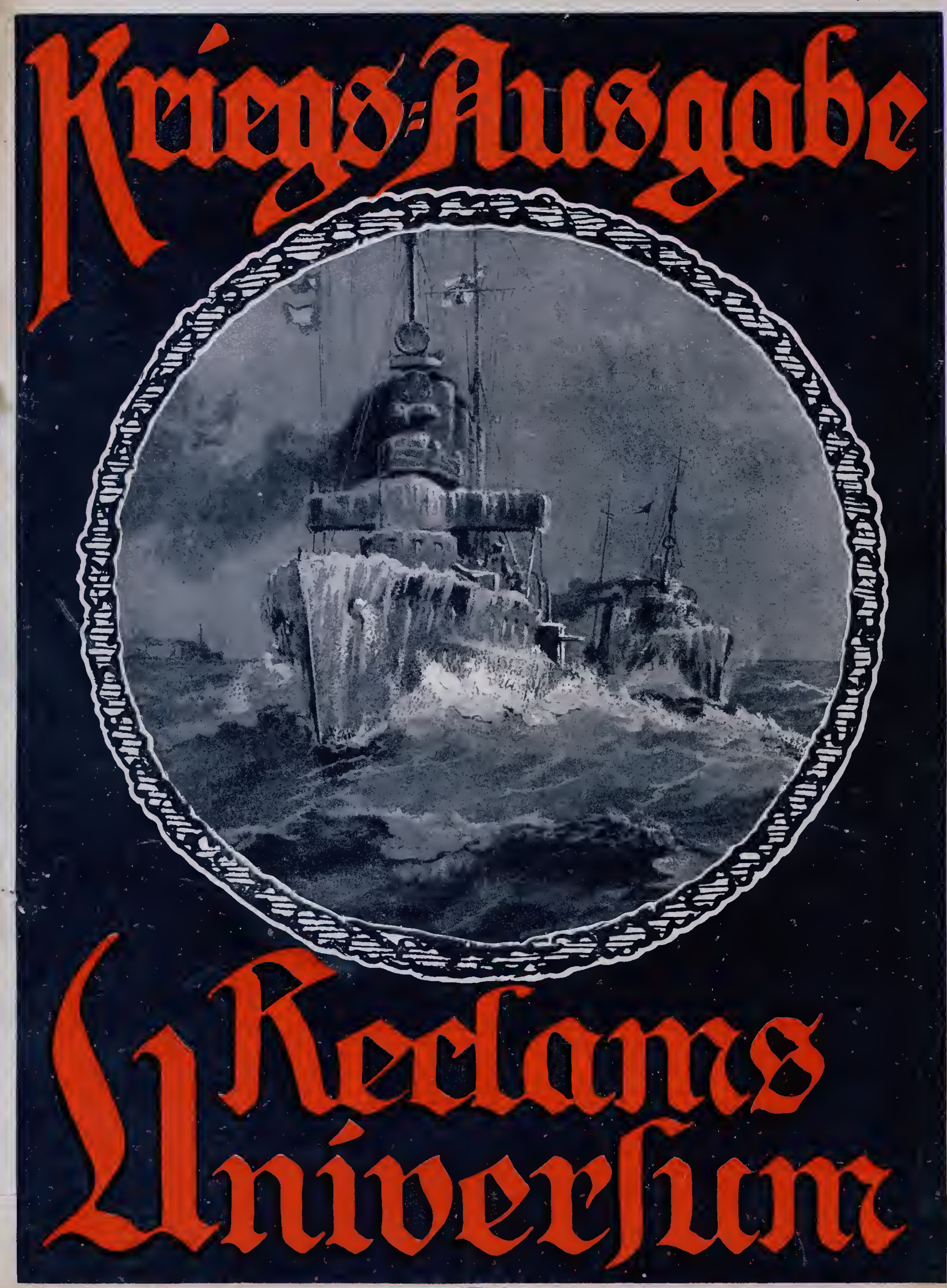
33. Jahrgang. 11. Januar 1917. Heft 15.



Preis 35 Pfennig.

Z

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

An Bord. Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Fendrich. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Geh. 1 Mk., geb. 1.60 Mk.) Der durch seine sonstigen Kriegsschilderungen sehr rasch bekannt und beliebt gewordene Schriftsteller hat dieses Frühjahr längere Zeit bei der Marine geweilt. Was er dort an Bord von Großkampfschiffen, bei den Torpedo- und U-Booten, bei den Luftschiffen und Marinefliegern erlebt und gesehen hat, das ist in diesem Büchlein festgelegt. Wer es zur Hand nimmt, wird es nicht mehr weglegen, bis die letzte Zeile gelesen ist. Es ist ein prächtiges Büchlein, wieder ein echter Fendrich!

Auf der Savanne. Von Marie Pauline Thorbecke. Tagebuch einer Kamerunreise. Mit 16 Bildertafeln und vielen Abbildungen. (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) In den letzten Jahren ist die Aufmerksamkeit unserer deutschen Frauen in erhöhtem Maße auf unsere afrikanischen Kolonien gerichtet, und viele von ihnen verwirklichten ihre Sehnsucht, indem sie sich drüben ansiedelten oder an Forschungsreisen ins Innere jener Länderteile sich beteiligten. Zu ihnen zählt Marie Pauline Thorbecke. In ihren Tagebuchaufzeichnungen schildert sie ihre abwechslungsreichen Reiseerlebnisse. Der Weg der von ihrem Gatten unternommenen Expedition führte weit in das Innere des Landes hinein und diente der geographischen und wirtschaftlichen Erforschung der Landschaften Tikar und Wute. Mannigfaltig und fesselnd sind die Schilderungen der mutigen Frau, die ein treffliches Bild vom Leben der Eingeborenen Kameruns geben.

Von der Kindesseele. Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie. Herausgegeben von Dr. G. Bäumer und L. Droescher. 2. Auflage. (R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 6 Mark.) Die schöne Literatur bietet eine große Zahl feinsinniger Schilderungen heranwachsender Menschen, Beobachtungen des Kindeslebens durch Dichter und Schriftsteller, also durch Leute, die am tiefsten in das menschliche Leben einzudringen berufen sind. Solche Schilderungen haben die Herausgeberinnen im Dienste der Erziehung gesammelt. Zugleich soll die Aufmerksamkeit von Eltern und Berufspädagogen auf diese Darstellung des Kindeslebens gelenkt und ihnen dadurch ein neuer Quell psychologischer Erkenntnis erschlossen werden. Jedem, der durch Lehramt oder Elternschaft zur Einwirkung auf Kinder berufen ist, sei das Buch bestens empfohlen.


LEHMANN
STEGLITZ

Reclams

Universum

33. Jahrgang **Heft 15** 11. Jan. 1917

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 4 Mark.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 6 Mark.





Auf weiter Fahrt. Nach einer Zeichnung von **Paul Teschinsky.**



Warum kämpfen wir noch?

Von Dr. theol. Traub, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Nach der Eroberung der Walachei und der Durchführung des Dienstpflichtgesetzes scheint eine Antwort auf diese Frage überflüssig. Die Waffen draußen und der Wille zu Hause haben eine unmißverständliche Antwort gegeben. Die Feinde hatten wohl manchmal gedacht, wir wären müde geworden, weil wir vom Frieden redeten. Ihre Enttäuschung ist nur zu klar. Sie holen die stärksten Männer herbei, um die letzte Entscheidung herbeizuführen. Wir lachen nicht über diese Männer. Sie meinen es ernst; aber weil es die stärksten Nummern sind, die den Feinden zur Verfügung stehen, betrachten wir sie als ein Zeichen nahenden Friedens; denn wenn auch diese Führer es nicht fertig bringen, uns zu überwinden, wird den Feinden nichts anderes übrig bleiben, als die Kriegskarte anzuerkennen. Auf ihr haben die letzten Monate eine gewaltige Schrift eingetragen. Rumänien hat seinen Lohn empfangen. Gegenüber einem solchen verräterischen, treubrüchigen Staat wäre jede gefühlsselige Empfindung eine Ungerechtigkeit.

Überlegen wir die ganze Lage, wie sie sich durch die Eroberung der Walachei herausgestalten muß, dann würde eher die Entente Veranlassung zu der Frage haben „Warum kämpfen wir noch?" Nun hat die deutsche Regierung ihr Friedensangebot an die Mächte gerichtet. Das bedeutet eine Tat, wenn ihr auch der unmittelbare praktische Erfolg versagt blieb. Dieser Schritt muß die Feinde verwirren und Uneinigkeit in ihr Lager tragen, und wenn sie es noch so sehr bestreiten. Wie eine Befreiung begrüßen wir es, daß nicht Wilson oder der Papst, sondern der Deutsche Kaiser mit dem Friedensangebot voranging. Einstweilen haben die Feinde unser Angebot nicht nur zurückgewiesen, sondern verhöhnt und uns beschimpft. Das deutsche Volk wird die Antwort geben, die die einzige ist: das Schwert soll entscheiden. Laßt uns jetzt nicht mehr vom Frieden sprechen. Wir haben vielleicht schon zu viel darin getan. Der Feind will siegen. Den Sieg ihm abgewinnen ist der beste und rascheste Weg zum Frieden. Vor allem bleibt Hindenburgs Wort unser Leitstern, daß es „für uns gerade in diesem Augenblick keine höhere und heiligere Pflicht gibt, als den Sieg mit äußerster Tatkraft weiter zu verfolgen und für Kaiser und Vaterland zu leben und zu sterben."

Wir hatten schon vorher zu Hause große Tage erlebt. Das soll nicht im ruhmredigen Sinne gesagt sein; aber im Reichstag wurde Staatsethik in großem Stil gelesen und seine Räume weiteten sich zum größten Hörsal der Volksakademie. Wir haben wieder Tage erlebt, in denen der Geist Arndts, Fichtes und Steins greifbar und hörbar durch die Hallen hindurchging. Kein Pastor und kein Professor, sondern ein Vertreter des Militarismus hat die lebendige Ethik zu einem so unzweideutigen Ausdruck gebracht, daß wir unsere helle Freude daran haben können. Herr Gröner meinte nämlich, man braucht sich nicht lange zu streiten, ob die Verpflichtung zu diesem Gesetz freiwillig oder zwangsmäßig erfolgen solle. Gegenüber dem Vaterland hören all diese Unterschiede auf; jeder Dienst fürs Vaterland sei ein Zeichen sittlicher Freiheit. Wenn solcher Geist uns und unsere Zukunft trägt, sind wir unbesiegbar. Wir kämpfen noch, weil wir vor dem Ziele nicht matt werden wollen, und wir freuen uns der äußeren und inneren Erstarkung unseres Volkes gerade im dritten Dienstjahr.

Trotzdem ist es nötig, manchen Einwürfen und Bedenken gegenüber sich ruhig über die Frage zu besinnen „Warum kämpfen wir noch?" Wir könnten eine einfache Antwort darauf geben. Sie lautet „weil England es so will". Tatsächlich trägt England die Schuld am Weltkrieg und an seiner Ver-



Alte Eiche in Kurland, die von deutschen Landsturmleuten als Kapelle eingerichtet wurde.



längerung. Das sagen wir nicht aus einer bestimmten Voreingenommenheit heraus. Die Erkenntnis des bisherigen Ganges der Dinge hat auch dem Blinden die Augen geöffnet. Hätten wir nur schon früher so klar gesehen. Wir wollen niemand anklagen, wir klagen uns selber an. Wie leichtfertig haben wir die Worte von Kitchener einst genommen, wie lächelten wir, als er vom langen Kriege sprach. Man erfuhr von den auf drei Jahre abgeschlossenen Mietsverträgen in Calais; wir lachten darüber. Als Botha im südafrikanischen Parlament in ähnlichen Worten von dem langen Kriege sprach, dünkten wir uns auch über solche Weisheit erhaben. Man hätte dem deutschen Volk einen Dienst erwiesen, wenn man ihm die Entschlossenheit Englands von vornherein in den ernsten Farben gemalt hätte, die England selbst auftrug. Statt dessen lebten wir lange in der Meinung, wir könnten uns bald wieder verständigen; es brauche nur ein gewisses Entgegenkommen, um die englische Hand sofort wieder zu ergreifen. Nun, diese Zeiten sind vorbei. Wir wissen heute, daß es keinen zäheren Feind gibt als den englischen. Es ist auch nicht nur die Regierung, die den Vernichtungswillen verkörpert. Das Volk steht hinter seiner Regierung und zwar einheitlich. Die paar Friedensfreunde haben keinen Einfluß, und es ist Torheit, wenn sich einzelne Deutsche darauf berufen.

England hat in diesem Krieg eine fabelhafte Kunst der Organisation entwickelt. Es hat die Herrschaft über die See im großen und ganzen durchgesetzt, soweit die U-Boote sie ihm nicht streitig machen. Mit all seinen alten Überlieferungen hat es gebrochen, es ist unter das Joch des Militarismus gekrochen und hat die allgemeine Wehrpflicht angenommen. Daß selbst an diesem Tag dem deutschen Volk die Augen noch nicht aufgingen, gehört zu den unerfreulichsten Selbsttäuschungen deutscher Gutmütigkeit. Das war die größte Revolution, die England erlebte, seit Cromwells Tagen. Während des Krieges hat es England fertig gebracht, in dem Haushaltsjahr 1915 16 sechs Milliarden Steuern hereinzubekommen, eine Summe, die etwa dem entspricht, was wir künftig in Deutschland an Steuern bezahlen müssen. Englands Munitionsminister hat erklärt, daß im ersten Jahr der englische Widerstand zu Land nur möglich gewesen sei durch die amerikanische Waffenzufuhr. Bloß die englische Marine konnte durch die einheimischen Werke auf kriegsmäßigem Fuß unterhalten werden. Amerikas Schuld an der Unterhaltung und Verlängerung des Krieges erhält hier eine amtliche Beleuchtung, wie sie lichtvoller nicht gegeben werden kann. Inzwischen aber ist es in England gelungen, sich von der amerikanischen Einfuhr immer mehr freizumachen. Der Munitionsminister konnte mitteilen, daß zum Frühjahr 1917 die Hoffnung erfüllt sein werde, daß England aus seinen eigenen Werkstätten heraus seinen ganzen Bedarf an Geschossen und Geschützen fertigstellen kann. Auch das ist ein Zeichen zähester Kraft und entschlossensten Willens, zugleich ein Hinweis auf die Gefahr, die gerade für die englische Munitionsindustrie durch unsere Bedrohung von der Luft aus erwachsen kann, und wie dankbar wir unsern Zeppelinen sein müssen. Trotz der enormen Verluste an der Somme ist die englische Armee noch nicht aufgebraucht. Welche Macht heute noch England zugeschrieben wird, kann man am besten aus der Haltung mancher neutralen Staaten ablesen, die ganz selbstverständlich sich nur nach der größeren Kraftentfaltung richten und danach ihren Partner wählen müssen.

Wir haben diese Beweise englischer Kraft absichtlich mit aller Ruhe und Offenheit hier dargelegt, nicht weil wir meinen, England sei unüberwindlich, sondern weil wir entschlossen sind, den Gegner zu erkennen und zu Fall zu bringen. Denn auch das Verlustkonto des englischen Staates ist wahrhaftig kein kleines. Die irische Gefahr bleibt bestehen. Dazu kommt, daß die Auffüllung des englischen Heeres mit Kolonialtruppen nahezu



Ehrengrabmal für General v. Emmich. Am 22. Dezember, dem ersten Todestag des Generals v. Emmich, des Eroberers von Lüttich, wurde auf seiner Grabstätte auf dem Engesehder Friedhof in Hannover ein von Stadtbaurat Wolf entworfenes Denkmal enthüllt, das in seiner Ausführung an die Form der altgermanischen Heldenehrung anknüpft.

ihr Ende erreicht haben wird. Australien liefert nichts mehr, Kanada mag noch ein paar Divisionen stellen. In Indien wird die Kriegspflicht unter den mohammedanischen Truppen schon seit langer Zeit durch Kriegssteuern abgelöst — ein deutliches Zeichen, wie der „heilige Krieg“ auch indirekt gewirkt hat. Aus Südafrika können keine Bestände größeren Umfangs herausgezogen werden; bleiben zuletzt nur noch die Negerstämme übrig. Das ist für England kein aussichtsreiches Bild.

Weiter hat sich die Entwicklung des englischen Geldmarktes für England sehr unangenehm gestaltet. Wir reden viel weniger davon, daß die letzten Kriegsbonds mit 6 Prozent verzinst werden, obgleich die Folge dieser Maßregel gerade für die künftigen Friedenszeiten von ungeheurer Bedeutung werden und die Brauchbarkeit des englischen Geldmarktes zur Vermittlung flüssigen billigen Gelds zwischen Europa und Amerika ganz in Frage stellen kann. Wir legen aber alles Gewicht auf die Tatsache, daß England von Amerika nur auf eine fast entwürdigende Weise Geld bekommen konnte. Es mußte sich zu 8 Proz. bequemen und dazu noch Wertpapiere als Bürgschaft hinterlegen. Das ist eine Behandlung, wie sie einem zahlungsfähigen Schuldner gegenüber unerhört ist. Uns kann es recht sein. Wir freuen uns über jedes Zeichen abbröckelnder Macht.

Dazu kommt die ungeheure Steigerung der Lebensmittelpreise. Sie ist nämlich Tatsache; man sagt uns das in Deutschland nicht nur so vor, um uns über unsere eigene Teuerung hinwegzutäuschen. Die Preise für Weizen und Kartoffeln stehen tatsächlich nicht nur absolut, sondern relativ höher und haben für eng-







Wie die Engländer Nordfrankreich verwüsten. Oben: Ein englischer Panzerkraftwagen fährt über die Trümmer eines Gehöfts weg. Mitte: Beim Zerstören einer Obstbaumpflanzung. Unten: Die Spuren eines Panzerkraftwagens. Im Hintergrund niedergewalzte Häuser. (Nach Abbildungen aus „The Sphere“.)

lische Verhältnisse einen so unangenehm hohen Satz erreicht, wie man ihn sich dort nie träumen ließ. Vorzügliche Fachkenner im Getreidehandel sagen bereits für das Frühjahr 1917 eine Hungersnot auf englischem Boden voraus. Wir freuen uns von Herzen, wenn diese Prophezeiung eintrifft und England die Hungersnot bekommt, die es uns wünscht und die es selbst verdient. Aber wir sind gegen alle statistische Vorausberechnung während des Krieges mißtrauisch geworden. Trotzdem bleibt eine ungeheuerliche Steigerung der Lebensmittelpreise bestehen, die für England recht ungemütlich zu werden beginnt. Nehmen wir endlich dazu, daß unsere U-Boote so kräftig fahren und hoffentlich noch kräftiger fahren werden, dann kann man sich ein Bild von der Nervosität machen, die England tagtäglich mehr überfällt. Wenn der Frachtenraum immer knapper wird und die Möglichkeit, neue Schiffe zu bauen, immer mehr abnimmt, wird auch für England einmal die Stunde schlagen, wo seine insulare Lage ihm zum Verderben wird.

Lloyd George wird ja nun alle Handelsschiffe nicht nur bewaffnen, sondern ihnen das Recht geben, gegen jedes U-Boot sofort zu feuern. Das kann uns nur angenehm sein. Lloyd George gibt uns damit das unmittelbare Recht zum rücksichtslosen U-Bootkrieg in die Hand. Danken wir den U-Booten von ganzem Herzen für das, was sie geleistet haben! Was an Nervenkraft, Zähigkeit und Heldenmut von diesen Mannschaften aufgebracht werden muß, kann ein Laie gar nicht ahnen. Und heute steht die halbe Welt unter ihrem Bann, und England wird sich trotz aller gewaltigen Gegenwirkungen, die es im Laufe der Zeit meisterhaft getroffen hat, zu der Erkenntnis bequemen müssen, daß die Freiheit der Meere künftig anders zu ordnen ist als bisher. Zunächst hält es seine Verbündeten in fester Hand, so daß an einen Sonderfrieden kaum zu denken ist. Darum vergiß es nicht, du deutsches Volk, wem du die Verlängerung dieses Krieges zu verdanken hast. England ist und bleibt der einzige Kriegsverlängerer. Das überlege dir auch bei deinen Ernährungsschwierigkeiten: England hat sie verschuldet, England hängt uns den Brotkorb so hoch. Wenn wir klagen, wollen wir England an-



Dr. Wilhelm Kienzl, bekannter Tondichter, begeht am 17. Januar in Graz seinen 60. Geburtstag. Der Komponist, der aus der liederreichen Steiermark stammt, ist vor allem durch seine Opern „Evangelimann", „Don Quixote" und „Kuhreigen" berühmt geworden. Neben zahlreichen anderen Tondichtungen trat er auch als Musikschriftsteller hervor. Unsere Abbildung zeigt den prächtigen Kopf Kienzls nach einer Plastik von Prof. Brandstetter, die an seinem Geburtshaus in Waizenkirchen angebracht wurde.



Hofballmusikdirektor Eduard Strauß †. Nach Schattenbildern von Hans Schließmann in Wien.

Der beliebte Wiener Musiker, der in seiner Geburtsstadt Wien fast zweiundachtzigjährig am 28. Dezember starb, war der letzte lebende der drei Söhne des „Vaters Strauß". Seine musikalische Laufbahn begann 1862 in Wien und führte ihn im Lauf der Jahrzehnte um die ganze Welt. Den Winter über konzertierte er stets als Hofballmusikdirektor in Wien. Seine beiden Brüder, Johann, der Walzerkönig, und Joseph waren ihm längst im Tode vorausgegangen. Eduard Strauß, den die Wienerinnen den „schönen Edi" nannten, als Dirigenten zu hören und zu sehen, war ein köstlicher Genuß. Er lebte, wippte, vibrierte, wiegte mit den Weisen, die er dirigierte, er setzte selbst die Geige ein, und die Musik rauschte und jubelte um ihn. Nun ist auch der letzte der Walzerdynastie dahingegangen, nachdem er 15 Jahre lang als behaglicher Rentner fern vom Konzertsaal gelebt hatte. Auch seine Tätigkeit als Komponist, der die Mitwelt mehr als 300 Tondichtungen und ebensoviel Bearbeitungen berühmter Meister verdankt, hatte er eingestellt.



Ein tägliches Schauspiel in Bukarest: Der Einzug rumänischer Kriegsgefangener in ihrer früheren Hauptstadt.

klagen. Das sagen wir nicht aus einer gehässigen Stimmung, sondern aus der Erkenntnis der Wahrheit heraus. Wir kämpfen noch, weil wir müssen und weil England das so will. Unser Muß wird unser Willen, unser Schicksal unsere Kraft. Wir wollen, weil wir müssen, und wir wollen's zum guten Ende führen.

Aber wäre es denn nicht einfach Pflicht, Frieden zu schließen? Man kann ja in Deutschland jetzt mancherlei Reden hören, die sich früher nur schüchtern äußerten, aber seit unserem Friedensanerbieten offen hervorwagen. Und trotzdem habe ich eigentlich noch keinen ernsthaften Menschen getroffen, der unter vier Augen gewagt hätte zu sagen, wir wollen Frieden um jeden Preis. Wenn man auf der elektrischen Bahn ein Jüngelchen trifft mit der Zigarette im Mund und die Taschen voll Geld, das sich spreizt und sagt „mir ist es einerlei, ob England oder Deutschland siegt, wenn ich nur meinen Lohn habe", dann gehört einem solchen nichts anderes als eine biedere Ohrfeige. Wenn Witwen und Frauen, die des Tages Last und Mühe tragen, ähnlich sich aussprechen, dann soll man ruhig auf ihre Bedenken eingehen und aus innerer Teilnahme heraus sich mit ihnen verständigen. Die Verständigung fällt nämlich nicht schwer. Gerade der Arbeiterstand, soweit er besonnen denkt und die Verhältnisse wirklich überlegt, weiß heute genau, daß er selbst die höchste Gefahr läuft. Wenn Deutschland zu keinem Ziele kommt, dann würde es mit seiner ganzen Lebenshaltung künftig erst recht erbärmlich aussehen. Die Steuern würden drücken und wir müßten noch die Zinsen der Schulden der anderen Staaten dazu bezahlen. Jeder freie Atem wäre uns benommen und den Arbeitern in erster Linie. Wir danken es heute der gewerkschaftlichen Aufklärungsarbeit, mag sie von sozialdemokratischer, christlicher, freisinniger oder Werksseite kommen, daß sie die Stimmung in den arbeitenden Schichten des Volkes aufrecht erhält und ihnen die wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen Sieg und Beruf klarmacht. Um seiner selbst willen denkt der Arbeiterstand heute über Deutschlands Zukunft annexionistisch. Er weiß zu genau, daß nur ein größeres Deutschland ihm Ruhe für die Entwicklung seiner Kraft bringt. Leimpeters hat das kürzlich öffentlich im Namen seiner Bergarbeiter erklärt. Wir sind zum Frieden bereit, das weiß jetzt ein jeder. Wir haben das wahrhaftig deutlich oft genug gesagt. Ich habe die Überzeugung, daß das deutsche Kaisertum den Weltfrieden glänzender beschützt hat und beschützen wird, als alle westlichen Demokratien. Darum eben wünsche ich eine größere Macht für unser deutsches Kaisertum, weil nach meiner Meinung der Weltfrieden unter seinen Flügeln sicherer gewahrt ist, als unter England und Frankreich. Wer so still wie Hindenburg seine Pflicht tut und die Siege vorbereitet, wirkt am meisten für den Frieden.

Aber, wird uns eingeworfen, in Amerika besteht doch eine Liga zur Erzwingung des Friedens. Sollten wir uns ihr nicht mit vollem Herzen anschließen? Liegt nicht hier der erste deutliche Anfang zu einem wirklich dauerhaften Frieden? Wir sind sehr mißtrauisch gegenüber allem, was von jenseits des Ozeans kommt. Eine Nation, die gleichzeitig den Frieden anbietet und Munition für den Krieg herstellt, ist in unseren Augen kein sicherer Bürge, auf den wir uns verlassen können. Man muß auch dem Pazifismus gegenüber sehr auf der Hut sein. Mit einem Male wird uns eingeredet, er sei eine Macht. Wo in aller Welt ist er es denn? Ich kenne kein einziges Staatswesen in Europa, ja in der Welt, das sich dem Pazifismus verschrieben hätte. Die Friedensbestrebungen treten meistens dann auf, wenn es gilt, Deutschland in den Rücken zu fallen, an seine Gutmütigkeit zu appellieren und es um den Lohn seiner Erfolge zu bringen. (Schluß folgt.)



Deutsche und türkische Wachtposten vor dem Königsschloß in Bukarest, der ehemaligen Residenz des Königs Ferdinand, wo der rumänische Verrat ausgeheckt wurde. Bukarest zählt an 300000 Einwohner.

Der Weltkrieg.

2. Die Ereignisse in Rumänien bis zum Fall von Bukarest. Von Major a. D. Franz Carl Endres.

Die Erfolge Falkenhayns bei Kronstadt ließen erwarten, daß von hier aus der Einbruch der siegreichen deutschen Truppen in Rumänien erfolgen werde. Tatsächlich rückten auch deutsche Kolonnen in den Gebirgspässen vor, und es begannen heftige Kämpfe mit den diese Pässe zäh verteidigenden Rumänen. Diese Verhältnisse führten dazu, daß ziemlich starke rumänische Kräfte in der allgemeinen Linie Sinaia—Campulung—Rimnik-Valcea belassen wurden. Zudem versuchten die Russen gegen die österreich-ungarischen Armeen, die in den Bergen an der Ostgrenze von Siebenbürgen standen, durch Angriff einen Erfolg zu erreichen. Sie hofften durch ein Eindrücken dieser beiden Armeen (Köveß und Arz) weitere Offensivabsichten der Deutschen gegen Rumänien unterdrücken zu können.

Während sich so das Interesse der Feinde auf diese östlicher gelegenen Schauplätze konzentrierte, drang die Masse der Armee Falkenhayn im Jintal überraschend schnell vor, durchbrach bei Targu Jiu am 18. November die rumänische Abwehrgruppe der 1. Armee und setzte unter Entfaltung ihrer Marschkolonnen den Vormarsch gegen die Bahn Orsova—Craiova fort. Gleichzeitig wurde eine Gesamtschwenkung der Armee in Richtung auf den Alt vorgenommen. Schon am 20. November hatten die deutschen Spitzen Craiova erreicht. Durch diesen Vormarsch wurde eine bei Orsova stehende rumänische Division abgeschnitten, die man ihrem Schicksal überließ. Sie zog sich dann später, als die deutschen Hauptkräfte schon am Arges standen, in steten Gefechten bis an den Alt zurück, wo sie auf freiem Felde kapitulieren mußte.



Bukarest unter deutscher Verwaltung: Das kaiserlich deutsche Gouvernement.

Es war anzunehmen, daß die Rumänen am Alt, der einen sehr starken Verteidigungsabschnitt mit Front nach Westen bildet, zu hartnäckigstem Widerstand stehenbleiben würden. Da jeder Aufenthalt, den die Armee Falkenhayn auf ihrem Wege nach Bukarest erlitt, einen Vorteil für den Feind bedeutete, so sorgte Hindenburg von vornherein durch strategische Maßnahmen dafür,

daß der taktische Widerstand der Rumänen am Alt rasch gebrochen werden konnte. Die Hauptwiderstandslinie der Rumänen lief von Rimnik=Valcea bis Slatina. Weiter südlich scheint der Strom von ihnen mehr oder weniger nur bewacht worden zu sein. Schon am 25. setzte sich eine aus dem Gebirge angreifende deutsche Kolonne, vom Roten=Turmpaß her kommend, in den Besitz von Rimnik=Valcea, während die aus dem Heeresverband Mackensen gebildete Donauarmee schon am 23. zwischen Soistoo und Simnitza unter tatkräftiger Mithilfe österreichisch=ungarischer Pioniere und Donaumonitore die Donau überschritt und sich am 23. und 24. zunächst in einer einem Brückenkopf ähnlichen Stellung am Norduser der Donau festsetzte. Endlich überschritt das Kavalleriekorps Falkenhayns den Alt südlich Slatina. Am 25. begann die Donauarmee ihren operativen Vormarsch auf Bukarest, zu einer Zeit also, in der die rumänische 1. Armee noch am Alt stand, aber naturgemäß schon starke Befürchtungen für ihre südliche Flanke haben mußte. Am 26. vereinigte sich die Kavallerie der Donauarmee bei Plosca (kleiner Ort am Vede zwischen Alexandria und Rosiore di Vede) mit der Kavallerie Falkenhayns. Damit war die letzte Lücke in der riesigen Front Schwarzes Meer—Meerbusen von Riga geschlossen. Nun gingen die Rumänen vom Alt in Richtung auf den Arges zurück. Die Armee Falkenhayn folgte.

Die Donauarmee unter Befehl des Generals Kosch stieß bei ihrem Vormarsch auf Bukarest auf weit überlegene feindliche Kräfte und geriet bei ihrer Isolierung in eine schwierige Lage. Namentlich ihr linker Flügel wurde hart bedrängt. Die Rumänen hatten nämlich den Plan, mit ihrer 1. Armee in der Linie Campulung—Höhen östlich Pitesti und dann am Norduser des Arges bis ungefähr in die Gegend von Titu defensiv sich zu verhalten, die Armee Falkenhayn gegen diese Winkelstellung anrennen zu lassen und während dieser Zeit durch eine mächtige Offensive aus Bukarest heraus in allgemeiner Richtung Draganesei die Donauarmee zu schlagen. Beide Absichten der Rumänen gelangen nicht. Ihre Defensivstellung wurde am 1. und 2. Dezember von Norden her bei Campulung eingedrückt, bei Pitesti, Gaesci und Titu frontal durchbrochen.



Das rumänische Ministerium des Auswärtigen in Bukarest unter deutscher Bewachung. Hier schmiedeten Bratianu und Genossen ihre lichtscheuen Pläne.

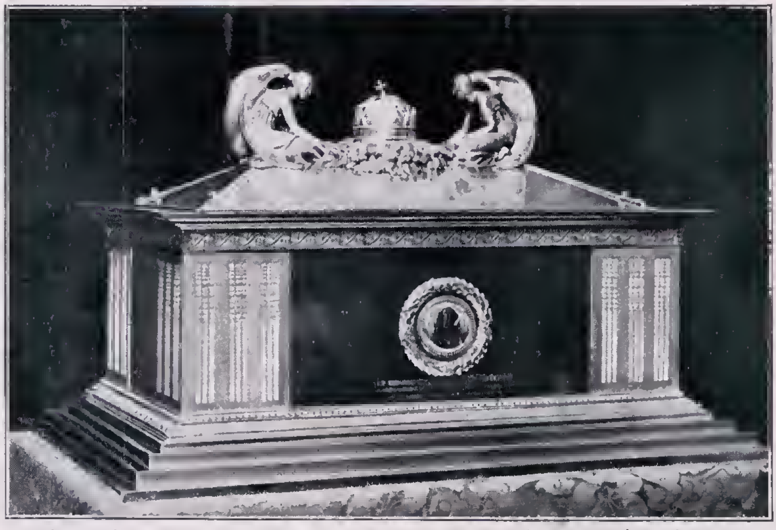


Der Palast des berüchtigten Kriegshetzers Take Jonescu unter deutscher Bewachung. Sein Besitzer ist mit dem Königspaar geflüchtet.



Aus dem eroberten Bukarest: Einzug rumänischer Kriegsgefangener in das Bukarester Offizierskasino, das als Sammel= und Speisungsgebäude für die Kriegsgefangenen eingerichtet wurde. Der prunkvolle Bau wurde erst kurz vor der Eroberung Bukarests fertiggestellt.

Ihre Offensive auf Draganesci scheiterte an der außerordentlichen Truppenleistung deutscher Regimenter und wandelte sich sehr bald in einen hastigen Rückzug auf Bukarest um. Schon im Laufe des 3. und 4. Dezember erreichte die Armee Falkenhayn mit ihren Gruppen die Linie Pietrosita—Targoviste—Gegend nordwestlich Bukarest. Am 4. war auch die Donauarmee wieder bis an den Arges vorgekommen.



Von den Budapester Krönungsfeierlichkeiten. Als Krönungsgeschenk überreichte die ungarische Nation dem König und der Königin je eine Silberkassette, Meisterwerke der Goldschmiedekunst, die je 50000 Goldstücke enthielten.

Mit dem Siege der Armee Falkenhayn am Arges war das Schicksal von Bukarest besiegelt. Am 6. Dezember zogen unsere Truppen, ohne Widerstand der Festung zu finden, in diese ein. Eine sehr wichtige strategische Nebenwirkung wurde durch den Vormarsch der Armee Falkenhayn erreicht insofern, als der bisher mit allergrößter Hartnäckigkeit verteidigte Paß von Sinaia von den Rumänen geräumt wurde, weil der linke Flügel Falkenhayns sich von Pietrosita aus der Bahn Ploesti—Kronstadt näherte. Dadurch wurde die wichtige Bahnlinie Bukarest—Kronstadt für uns gewonnen.

Verschiedentlich wurden Versuche gemacht, das mit fürchterlicher Schnelligkeit über Rumänien hereinbrechende Verhängnis durch sogenannte Entlastungsoffensiven abzuwenden. In der Dobrudscha haben fünf russische Divisionen gegen unsere stark befestigten Linien angegriffen und bei dieser Gelegenheit sich die schwersten Verluste geholt. Die Armeen Köveß und Arz haben heftigste Angriffe der Russen auszuhalten gehabt. Die Russen sind aber über lokale Erfolge nicht hinausgekommen. Endlich hat auch Sarrail versucht, wenigstens eine indirekte Einwirkung auf die Verhältnisse in Rumänien zu gewinnen. Er hat Monastir zwar erreicht, ist aber über diese Stadt in nördlicher Richtung nicht hinausgekommen. Alle diese verzweifelten Versuche unserer Feinde konnten die planmäßig vor sich gehende Strategie Hindenburgs nicht im geringsten beeinflussen.

Schon am 6. war die Linie Ploesti—Bukarest erreicht, aus der unaufhaltsam weiter nach Osten vorgegangen wurde. Ein kühner bulgarischer Donauübergang bei Cernavoda hat die Operationen der deutschen Armee sicher wesentlich begünstigt.

Der Feldzug in Rumänien ist noch keineswegs abgeschlossen, aber doch ist mit der Wegnahme Bukarests ein gewaltiger Abschnitt in diesem Feldzug zu verzeichnen. Bei einem Gesamtverlust von annähernd 300000 Mann, von unendlichem Material, Geschützen und Vorräten aller Art ist die rumänische Armee um etwa 60 Prozent ihrer Stärke geringer geworden, und wir haben 50000 qkm bestes Getreideland gewonnen, das sich durch unsere weiteren Siege auf 95000 qkm vergrößerte. In diesem dreifachen Erfolg, der zu suchen ist in der Vernichtung



Von der ungarischen Königskrönung. In Budapest fand am 30. Dezember unter großen Feierlichkeiten die Krönung des Königs Karl IV. mit der heiligen Stephanskrone statt. Ganz Ungarn nahm Anteil an der Feier, die sich unter einer gewaltigen Prunkentfaltung, wie sie das ritterliche Volk der Ungarn liebt, abspielte. Unsere Aufnahme zeigt eine Gruppe ungarischer Magnaten, die sich in ihren malerischen Trachten zur Feier begeben.



König Karl IV. auf dem Krönungshügel in Budapest. Eine der eindrucksvollsten Krönungszeremonien spielte sich auf dem Krönungshügel vor der Hofburg ab. Zu diesem Hügel hatten alle Komitate des Landes Erde gesandt, damit der König, wenn er darauf steht, von ganz Ungarland Besitz ergreife. Auf einem goldgesattelten Pferd sprengte Karl IV. auf den Hügel, zog Stephans Schwert aus der Scheide und führte unter dem Jubel des Volks nach allen vier Himmelsrichtungen Schwerthiebe zum Zeichen dessen, daß er das Land an allen seinen Grenzen schützen werde.



Karls IV. Königskrönung in Budapest. Der König leistet, bekleidet mit der heiligen Stephanskrone, dem 1000 Jahre alten Krönungsmantel und mit dem Schwert Stephans an der Seite, vor der Dreifaltigkeitssäule an der Krönungskirche den Eid auf die Rechte des Volkes, den ihm der Fürstprimas von Ungarn, Kardinal Csernoch, vorspricht. In der linken Hand hält der König das Kruzifix. Hinter dem Erzbischof steht als Vertreter des Palatins der ungarische Ministerpräsident Graf Stephan Tisza. Als der Eidschwur beendet war, donnerten die Geschütze, die Glocken ertönten, und die vieltausendköpfige Menge stimmte die Nationalhymne an, als Huldigung für den neuen König.



Gruppe ungarischer Magnatinnen und Magnaten als Teilnehmer an der Budapester Krönungsfeier.

von mehr als dem halben rumänischen Heere, in der Unfähigkeit der Russen, diese Vernichtung zu verhindern, und in der Besitznahme eines Landes, das in der Lage ist, uns über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des nächsten Jahres hinwegzubringen, beruht die ungeheuere Wirkung des rumänischen Feldzugs in moralischer Hinsicht, eine Wirkung, die in der gesamten feindlichen Presse und in der Presse des neutralen Auslands deutlich erkennbar war.

Die Chronik des Weltkrieges.

28. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz führten links der Maas an der Höhe 304 und am Südhang des Toten Mannes Teile der Infanterieregimenter Nr. 13 und Nr. 155 und des Füsilierregiments Nr. 37 Vorstöße bis in die zweiten und dritten Linien der französischen Stellungen aus, wobei 222 Gefangene gemacht und 7 Maschinengewehre erbeutet wurden. In den dort gewonnenen Gräben wurden mehrere am 28. und 29. Dez. wiederholte Gegenangriffe der Franzosen abgewiesen. — Der südliche Flügel der Heeresgruppe des Generaloberst Erzherzog Joseph unter dem Befehl des Generals der Infanterie v. Gerok schob sich, in Übereinstimmung mit den Bewegungen der 9. Armee in der Walachei, in den Karpathen jenseits der Ostgrenze Siebenbürgens in die Moldau vor. Deutsche und österreichisch-ungarische Kräfte entrissen dem Feinde im oberen Zabala-(Savala-), Naruja-(Neruja-) und Putnatale eine Reihe stark ausgebauter Stellungen und erstürmten bei Harja, nordöstlich von Soós-Mezö, feindliche Linien. Auf dem linken Flügel der 9. Armee brachen bayrische und österreichisch-ungarische Truppen unter Generalleutnant Krafft v. Delmensingen im Gebirge starken Widerstand der verbündeten Russen und Rumänen. In der Walachei und westlich von Focsani in der Moldau wurden am 28. Dezember 3000 Gefangene gemacht und 6 Geschütze sowie über 20 Maschinengewehre erbeutet. — In der Dobrudscha eroberte die bulgarische 4. Division (Preslaw) nach erbittertem Kampfe den Höhenkamm von Tailor und gewann den Ausgang aus den Wäldern südlich von Luncavitza, wobei 1250 Russen gefangen genommen und 4 Maschinengewehre erbeutet wurden. — Das französische Panzerschiff ‚Gaulois‘ wurde am 27. Dezember im Mittelmeer von einem Unterseeboot torpediert und sank innerhalb einer halben Stunde. Der ‚Gaulois‘, 1896 vom Stapel gelaufen, mit 11300 Tonnen Wasserverdrängung, war bereits am 18. März 1915 beim Angriff auf die Dardanellen durch Artilleriefeuer beschädigt worden.



Erzherzoginnen und Prinzessinnen verlassen nach der Krönungsfeier die Mathiaskirche in Budapest.

29. Dezember. Die in der Walachei vordringenden Trup-



König Karl IV. und Königin Zita von Ungarn im Krönungsornat mit dem 4 Jahre alten Kronprinzen Franz Joseph Otto. Phot. H. Schuhmann.

pen der Heeresgruppe Mackensen gewannen in ununterbrochenem Kampfe die Linie Viziru—Sutesci am Buzau und zwischen Rimnicu=Sarat und Plainesci den Raum von Slobozia. Westlich Plainesci nahmen österreichisch=ungarische Bataillone dem Feinde zwei 10=cm=Haubitzen ab. Der Südflügel des Erzherzogs Joseph erzielte in der Moldau trotz zähen feindlichen Widerstandes weitere Fortschritte, nahm 660 Mann (10 Offiziere) gefangen und erbeutete 7 Maschinengewehre. — Drei aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Urga in der Mongolei entkommene deutsche Offiziere, Rittmeister Max Graeff vom Husarenregiment Nr. 13, Oberleutnant Ludwig v. Werner vom Jägerregiment zu Pferde Nr. 13 und Leutnant d. R. Hans



Prinz Friedrich zu Fürstenberg, der jüngste Sohn des Fürsten zu Fürstenberg, starb auf dem rumänischen Kriegsschauplatz im jugendlichen Alter von 19 Jahren für sein Vaterland. Der Vater des Prinzen, Fürst Egon, ist der bekannte Freund des Deutschen Kaisers, der sowohl in der politischen als auch in der Industrie= und Handelswelt eine bedeutende Rolle spielt. Phot. Rich. Narth.



Kapitänleutnant Bernd Busz, Kommandant eines deutschen U=Boots, erbeutete im Nördlichen Eismeer den russischen Munitionsdampfer „Suchan“ mit einer Ladung im Wert von 20 Millionen Mark und brachte das Schiff nach einem deutschen Hafen. Der mit dem Pour le mérite ausgezeichnete U=Boots=kommandant, der Sohn eines Krefelder Oberstleutnants, steht im 34. Lebensjahr.



Kapitänleutnant Valentiner, Kommandant des U 38, wurde mit dem Pour le mérite ausgezeichnet. Er hat bisher 128 Schiffe mit insgesamt 282000 Tonnen versenkt, die Hauptstadt Madeiras Funchal beschossen und dort mehrere feindliche Kriegs= und Handelsschiffe vernichtet. Auch eine Reihe von Gefechten mit bewaffneten Schiffen bestand er, von denen er zwei Geschütze in seinem U=Boot heimbrachte.

v. Hoffmeister vom Badischen Leibdragonerregiment Nr. 20 wurden trotz chinesischer Begleitmannschaften von russischen Soldaten bei Taolin erschossen. Der deutsche Gesandte in Peking legte gegen diese krasse Verletzung der chinesischen Neutralität scharfe Verwahrung ein. — In Frankreich brachte Berenger einen Gesetzentwurf ein, durch den die Zivilmobilisierung aller Bürger vom 17 bis 60 Jahren eingeführt werden soll. — In Berlin und Wien überreichten die diplomatischen Vertreter der skandinavischen Staaten übereinstimmende Noten, in denen ihre Regierungen ihr Interesse an den Vorschlägen des Präsidenten Wilson und die Hoffnung ausdrücken, daß sein Vorgehen zu einem Ergebnis führen werde.

30. Dezember. Die ablehnende Antwort der Ententemächte auf die Note Deutschlands und seiner Verbündeten vom 12. Dezember, betreffend den Vorschlag auf Eröffnung von Friedensverhandlungen, wurde in Paris dem Botschafter der Vereinigten Staaten durch den französischen Ministerpräsidenten Briand im Namen der alliierten Regierungen von Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Montenegro, Portugal, Rumänien, Rußland und Serbien übergeben. Diese Antwortnote macht den Versuch, die Verantwortung für den Krieg von sich abzuwälzen, bestreite den Sieg der Zentralmächte und verlangt von Deutschland und seinen Verbündeten Sühne, Wiedergutmachung und Bürgschaften. — Nördlich von Rimnicu-Sarat leisteten die Russen erbitterten Widerstand. Trotzdem gelang es, in die feindliche Stellung einzubrechen und in ihr starke Gegenangriffe zurückzuweisen. In der Moldau arbeiteten sich im Karpathengebirgsland die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. Gerok vorwärts; Naruja im Zabalatale und Tulici im Putnatale wurden genommen, westlich von Ocna die Höhe Solyomtar erstürmt. — In Budapest fand die Krönung Kaiser Karls von Österreich zum König von Ungarn statt, als der er die Bezeichnung Karl IV. führt (vgl. die Abbildungen auf S. 618—21).

31. Dezember. In der Walachei drängte die Donau- und die 9. Armee den Feind in seine vorbereiteten Stellungen südwestlich von Braila und halben Weges zwischen Rimnicu-Sarat und Focsani zurück. In den obern Tälern der Zabala, Naruja und Putna griffen die deutschen und östereichisch-ungarischen Truppen weiter an und stürmten im Raume von Harja mehrere hintereinander liegende Stellungen. In der Dobrudscha engten deutsche und bulgarische Truppen die russische Brückenkopfstellung östlich von Macin beträchtlich ein, machten dort 1000 Gefangene und erbeuteten 4 Geschütze und 8 Maschinengewehre. — Was den Luftkrieg anbelangt, so belegte am 29. Dezember in Wolhynien ein österreich-ungarisches Luftgeschwader das russische Waldlager östlich von Sadow mit Bomben. Am 27. hatte ein k. u. k. Flugzeuggeschwader den von feindlichen Truppen stark besetzten Bahnhof von Onesci östlich von Ocna in der Moldau bombardiert, wobei mehrere Gebäude in Brand geraten waren. Ein deutsches Seeflugzeug belegte am 29. Hafenanlagen und feindliche Schiffe im Hafen von Sulina an der mittlern der drei Donaumündungen mit Bomben und erzielte Treffer auf einem Transportdampfer. — Kaiser Wilhelm richtete am Schluß dieses Kriegsjahres einen Armeebefehl an Heer und Marine, worin er darauf hinweist, daß die Hoffnungen unserer Feinde auf das Jahr 1916 zuschanden geworden sind. Alle ihre Anstürme in Ost und West sind zerschellt. Der jüngste Siegeszug durch Rumänien hat wiederum unverwelkliche Lorbeeren an die deutschen Fahnen geheftet. Der Sieg am Skagerrak und die kühnen Unternehmungen der Unterseeboote haben der deutschen Marine Ruhm und Bewunderung für alle Zeiten gesichert. Mit unerschütterlichem Vertrauen und stolzer Zuversicht blickt das dankbare Vaterland auf Heer und Marine. „Der unvergleichliche kriegerische Geist, der in Euren Reihen lebt, Euer zäher, nimmer ermattender Siegeswille, Eure Liebe zum Vaterlande bürgen mir dafür, daß der Sieg auch im neuen Jahre bei unseren Fahnen bleiben wird!"

Der Zug des Todes.

Für ihr Vaterland starben: Oberstleutnant Werner v. d. Knesebeck, Rittergutsbesitzer auf Deutsch-Horst; Oberstleutnant K. O. v. Pillement aus Leipzig; Oberstleutnant Armand v. Bentivegni aus Potsdam, Kommandeur eines Garde-Feldartillerieregiments; Major Bodo v. Lüderitz, Gestütsdirektor in Labes i. Pom.; Major Dr. Georg Schnell; Major Fabrikbesitzer Karl Möllmann aus Iserlohn; Rittmeister Frhr. Heinrich v. Camm; Hauptmann Kurt v. Criegern; Hauptmann Werner Mohr, Sohn des Wirkl. Geh. Rats M. in Dresden-Blasewitz; Oberleutnant Hans Frhr. v. Speidel, Sohn des Generals und Staatsrats Frhr. v. Sp. in München; Oberleutnant Klaus Meyer, Sohn des Stadtbaurats M. in Stettin; Leutnant Helmut Meier, Sohn des Studienrats Prof. Dr. Ewald M. in Leipzig; Leutnant Diplom-Ing. Erich Zluhan, Sohn des Präsidenten Zl. in Stuttgart; Leutnant Kurt Schenck zu Schweinsberg, der zweite gefallene Sohn des Obersten a. D. Sch.; Karl Cron, Direktor der deutschen Schule in Mailand; Diplom-Ing. Erwin Krippendorf, der zweite und letzte Sohn des Obersteuerrats K. in Weimar. Auch mehrere bedeutende Ärzte sind in der letzten Woche des alten Jahres dem Weltkrieg zum Opfer gefallen: Generaloberarzt z. D. Dr. Münter, Reservelazarettdirektor in Halle, Prof. Dr. Ludwig Kredel, chirurgischer Beirat beim 10. Armeekorps sowie Dr. Walter Goebel, Chefarzt des Krankenhauses in Dillenburg, als Leiter der chirurgischen Abteilung eines Kriegslazaretts. Dem Fleckfieber erlag der Berliner Privatdozent Prof. Dr. Pappenheim, dessen Tod einen schweren Verlust für die klinische Forschung und die medizinische Wissenschaft bedeutet; er hatte sich besonders um die Aufdeckung der Blutkrankheiten verdient gemacht. Mit ihm ist der vierte Berliner Arzt dieser Seuche zum Opfer gefallen. Der Kliniker Professor Jochmann, Leiter einer Abteilung im Virchow-Krankenhaus, der praktische Arzt Dr. Richard Mohr und der Tuberkuloseforscher Prof. Cornet starben sämtlich am Flecktyphus.

In Madras starb König Thibaw von Birma, ein orientalischer Despot, der von 1878—85 in Birma eine Schreckensherrschaft führte, was den Engländern willkommenen Anlaß bot, sich um die inneren Angelegenheiten Birmas zu bekümmern, den König gefangen zu setzen und sein Reich in eigene Verwaltung zu nehmen. Seitdem lebte der König in britischer Gefangenschaft in Madras. Ein Musenliebling, Eduard Strauß, der letzte der Wiener Walzerdynastie, ist im 82. Lebensjahr in der musikfrohen Kaiserstadt an der Donau gestorben; wir widmen ihm auf S. 614 Nachruf und Bild. Drei alte verdiente Generale hat innerhalb weniger Tage der Tod dahingerafft. In Berlin starb achtzigjährig der General der Kavallerie z. D. v. Kleist, der 1866 und 1870 mitgekämpft hatte, in Braunschweig der Generalleutnant z. D. Rudolf v. Wiltenburg, der sich bei St. Privat und vor Paris ausgezeichnet hatte, und in Liegnitz der Generalleutnant Karl v. Plüskow, einst ein glänzender Reiter und Kommandeur der Offizierreitschule in Hannover. Die deutsche Reichshauptstadt hat mit dem Geh. Justizrat Leonhard Friedmann, der im Alter von 60 Jahren einer Arterienverkalkung erlag, einen ihrer bekanntesten Anwälte verloren; er war ein scharfsinniger und kenntnisreicher Jurist, dessen Name in großen Berliner Prozessen, besonders im Pommernbankprozeß, viel genannt wurde. In Dresden verschied im Alter von 52 Jahren der Hauptschriftleiter des „Dresdener Anzeigers", Prof. Dr. Bernhard Lier. Der vorzügliche Journalist war Vorsitzender des Landesverbandes der Sächsischen Presse. Die Universität Heidelberg beklagt den Tod ihres ältesten Juristen, Geh. Rat Professor Dr. Richard Schröder, der im Alter von 78 Jahren einem Nierenleiden erlag. Er war einer der bekanntesten und angesehensten deutschen Rechtslehrer und einst ein Förderer Fritz Reuters, dem er in seiner schriftstellerischen Werdezeit über manche Geldschwierigkeit hinweghalf. S

Abtei Seeon am Klostersee. Nach einer Radierung von **Paul Aust.**







Eröffnung des Geschützfeuers. Phot. W. Müller.

Wendezeit.

Roman von Karl v. Perfall. (Fortsetzung.)

Elisabeths Abschiedsblick geleitete Reiffschneider auf der Fahrt nach der Heimat. Immer wieder tauchte er auf zwischen den Schicksalsfragen und Selbsterforschungen, die feierlich durch seine Seele wogten als letzter Gruß einer schönen Vergangenheit, die ihm vorschwebte wie ein Sonnenuntergang, der die Fenster von Schloß Bentzau feurig erglühen ließ. Nacht kam nun, dunkle, rätselvolle Nacht, durch die fahle Blitze zuckten und Donner rollten, durch die er mit rasselnden Geschützen und wildjagenden Rossen den Weg finden mußte ins Unbekannte, ins Fragliche. Ein dunkler Wolkenvorhang war niedergegangen in seinem Leben.

Wird er sich wieder öffnen, wird dann Elisabeth wieder sichtbar sein? Ernst ist mit draußen, Bruno wird jetzt wohl auch an die Reihe kommen. Werden sie alle drei die Heimat, die Mutter wiedersehen? Auf wen wird das dunkle Los fallen?

Die arme Mutter, eine schwere Zeit kommt über sie. Über alle deutschen Mütter. Großes, Furchtbares steht bevor. Man ist ja nur ein Teilchen, ein winziges Teilchen, das in diesem Weltaufruhr mitgetrieben wird. Man hat gar kein Recht, an sich selbst zu denken. Nur um das Gemeinsame geht es jetzt, um die große Einheit, die man erst nur ahnte, nur begrifflich erfaßte und die jetzt auf einmal dasteht, als wäre sie in ihrer ganzen Wucht emporgestiegen aus den Tiefen der Erde, der deutschen Erde. Das deutsche Volk, da ist es, da ballt es sich zusammen und wälzt sich gegen die Feinde. Gliedchen eines Gliedes, Zollchen am Riesenkörper, tu deine Schuldigkeit! Später, wenn du noch auf Erden wandelst, kannst du wieder aufwachen zu deinen Ichgefühlen und, rückwärts schauend, Künftiges erwägen.

Als Karl Reiffschneider nach Hause kam und von Vater wie Mutter mit tiefer Bewegung empfangen wurde, fand er auch seinen jüngsten Bruder Bruno vor, den der Geheimrat schon, als die Dinge bedrohlich geworden waren, aus München abberufen hatte. Von Ernst aber war eben ein Brief eingelaufen, in dem er von den Seinen Abschied nahm, da der sofortige Ausmarsch ihm einen Besuch der Heimat unmöglich machte.

Karl las den Brief zweimal aufmerksam durch. Es waren mannhafte Worte voll Siegeszuversicht und voll stolzer Freude an der Gelegenheit, sich bewähren zu können. Aber als Ernst dann von der glücklichen Heimkehr sprach, kam ein weicher Ton hinein, in dem Hoffnungen angedeutet wurden, die ihm den schönsten Lohn verhießen. Mit den Eltern

erkannte er darin die Aussicht auf eine Heirat, aber gleich ihnen stand er in völligem Dunkel bezüglich des weiblichen Wesens, das hier in Frage kam.

Da erschien Helene mit ihrem Gatten. Kellhofer begrüßte seinen Schwager mit den Worten: „Da hätten wir also die Schweinerei! Was sagst du dazu?"

Den starren Blick Karls wahrnehmend, fuhr er fort: „Du nimmst es wohl von der hochpatriotischen Seite mit Hurra und Lieb Vaterland? Das kann ich mir als Geschäftsmann nicht leisten. Für unsereinen ist die Suppe, die uns da die Herren Diplomaten eingebrockt haben, ein bitteres Futter. Wir können den Tanz teuer bezahlen."

Karl sagte gemessen: „Das Vaterland ist in Gefahr. Das ist jetzt das Entscheidende für jeden, der zum deutschen Volk gehört."

„Ich hab's nicht in Gefahr gebracht, und für anderer Leute Dummheiten hafte ich nicht gern," warf Kellhofer plump hin.

„Das ist nicht die Stunde zu solcher Sprache, Schwager."

„Schon gut, schon gut. Ich habe da drüben über dem Wasser gelernt, meine Meinung frei herauszusagen. Wie ich, denkt jetzt mancher Bürger, der was zu verlieren hat. Ich muß übrigens auch in den bunten Rock schlüpfen, und meiner Haut will ich mich schon wehren. Aufs Zuschlagen kommt es jetzt vor allem an, nicht auf die Meinung."

Karl sprach nicht weiter. Ein Zug zorniger Verachtung lag auf seiner Miene. Helene sah ihn ganz ängstlich an, auch die Eltern machten verlegene Gesichter. Die Mutter gab Helene jetzt Ernsts Brief. Als sie ihn gelesen hatte und die Mutter nunmehr von der geheimnisvollen Andeutung sprach, sagte Helene, deren Augen sich bei der Lektüre gefeuchtet hatten, leise: „Ich habe eine Meinung."

„Aber ist die Dame denn hier?" fragte die Mutter erregt.

„Die ich meine," antwortete sie, „ist allerdings hier, aber es ist eben, wie gesagt, nur eine Meinung."

Als nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater weiter in sie drangen, nannte sie nach längerem Sträuben Aline Busch. Die Mutter zeigte sich darüber sehr zufrieden, gab aber das feste Versprechen, der Genannten gegenüber jede Andeutung zu vermeiden.

Der Geheimrat schüttelte leise den Kopf.

„Wir wollen nicht weiter in seinem Geheimnis stöbern," sagte Karl. „Er nimmt aber etwas mit ins Feld, was ihn zu ernster Zeit erquicken wird. Das freut mich für ihn." Das war mit einem melancholischen Anhauch gesagt, der die Mutter aufblicken ließ.

Er wendete sich dann an Bruno, dessen schweigsame, verbissene, nervöse Art ihm gar nicht gefiel. „Wie denkst du denn über die Sache? Hast noch gar nichts geschmeckt vom Soldatenleben und mußt es jetzt gleich in seiner schärfsten Tonart kennenlernen. Das wird dir nicht leicht fallen, denn, wie ich dich kenne, bist du dazu ein verwöhntes Herrchen. Da muß die Begeisterung für die heilige Sache, die es gilt, über die Härten hinweghelfen. Die bringt aber doch jetzt jeder deutsche Student mit."

Bruno erwiderte übellaunig: „Begeisterung darfst du von mir nicht verlangen. Ich gehöre zu denen, die den Krieg für einen Rückfall in die Barbarei halten, den niemand mehr erwartet hätte. Er wird wohl ein rasches Ende nehmen, dieser letzte Ausbruch der alten Völkerkrankheit des Nationalitätenhasses. Dann erst kommen die Zeiten, die der Begeisterung wert sind. Ich tue, was ich muß, aber zu Heldenträumen habe ich keine Lust."

„Bruno wird seine Pflicht tun wie jeder andere," sagte jetzt der Geheimrat beschwichtigend. „Es ist auch höchst traurig, daß es dahin kommen mußte. Jetzt freilich müssen wir siegen, oder wir sind zugrunde gerichtet."

„Das sind wir vielleicht auch dann," murrte Kellhofer.

Karl unterdrückte die Bitterkeit, die in ihm aufstieg. Die letzten Stunden im Vaterhause konnten doch nicht mit harten Reden verbracht werden.

Der Schwager war ja für ihn erledigt. Der Vater betrübte ihn, aber das war eben die Folge einer Lebensanschauung, die sich ganz in Äußerlichkeiten verloren hatte. Bruno hingegen hätte er gern mit scharfen Worten zurechtgewiesen, denn daß dieser angefressen war von der ihm verhaßten modischen Unmännlichkeit gewisser Weltbeglückungsphrasen, das erzürnte ihn. Für diese ekle Art war kein Platz neben seiner und Ernsts Denkweise. Warum mußte der Jüngste, den man in solcher Stunde doch gern in brüderlicher Zärtlichkeit umfaßt hätte, so abseits gehen? Schmerzlich vermißte er Ernst.

Das Ehepaar Kellhofer beendete seinen Besuch. Helene wollte am Spätabend noch einmal kommen. Der Schwager entschuldigte sich mit einer Verhinderung und nahm schon jetzt Abschied von Karl. Es geschah in sehr kühler Form mit flachen Redensarten von beiden Seiten. Der Geheimrat hatte in der Klinik zu tun. Bruno verschwand auch, und Karl war mit der Mutter allein, was sein Gemüt sofort wohltuend befreite.

„Bist du denn schon mit allem versorgt, was du im Felde brauchst?" begann die Mutter sogleich. „Der arme Ernst wird wohl, da er so schnell fort mußte, viel entbehren müssen."

Karl sprach die Erwartung aus, in München noch Zeit zur Beschaffung des Nötigsten zu finden. Sie aber ließ sich damit nicht beruhigen. Ernst mußte ja doch, sobald es anging, etwas nachgeschickt bekommen, und so wollte sie gleich morgen zusehen, was von solchen Dingen in der Stadt zu beschaffen

sei. Sie holte ihr Notizbuch, und Karl mußte die sachgemäßen Angaben zu einem Verzeichnis beibringen.

„Für Bruno werde ich auch gleich bestellen," meinte sie dann. „Drei Jungen draußen im Felde! Das ist eine schwere Prüfung, die über uns hereingebrochen ist! Drei, da ist es beinahe vermessen, zu hoffen, es ginge alles gut ab." Die Tränen kamen ihr in die Augen.

„Bruno kommt nicht sogleich hinaus," tröstete Karl. „Das dauert noch ein Weilchen. Freilich Tapferkeit braucht ihr jetzt daheim auch. Die Zeit wird uns alle in strenge Schule nehmen. Aber ich weiß gewiß, Mütterchen, du gehörst zu denen, die dem Kommenden, wie es fallen mag, mit einer gesunden deutschen Frauenseele gewachsen sind. Die Frauen kommen jetzt wieder zu Ehren, die wie du still im Schatten standen, während minderes Volk sich in der Sonne blähte."

In einem weniger sicheren Ton fuhr er fort: „Jetzt wird auch der Vater das Bedürfnis haben, sich zu engerer Gemeinschaft mit dir zu finden. So vieles, was ihm wertvoll schien, ist ja jetzt wesenlos geworden, und ich meine, die zu Hause bleiben, die müßten jetzt das Bedürfnis haben, sich in enger Vertraulichkeit aneinanderzudrängen."

Zögernd, mit scheuem Blick, sagte die Geheimrätin: „Der Vater — ja weißt du, Karl, ich möchte dir nichts auf den Weg geben, was dir das Herz schwer macht. Aber ich glaube, der Vater wird meiner Stütze mehr bedürfen als ich der seinen. Das ist's eben: es trifft für mich jetzt ein bißchen viel zusammen, und mir ist auch so, als ob ich doch wenigstens mit einem von euch noch darüber sprechen müßte."

Erschrocken fragte Karl: „Ist er krank?"

„Krank ist er nicht, aber er hat schwere Sorgen. Es steht nicht gut mit uns. Wir sind ganz in den Händen Kellhofers. Der kommandiert drüben in der Klinik und rechnet das Verbandzeug, das verbraucht wird, nach, kontrolliert die Wäsche und zankt sich mit dem Personal herum. Der Vater muß ihn gewähren lassen, denn als er Helene nahm, da hat er ihn auch aus schlimmen Spekulationen herausgerissen. Er hat mir eines Tages, als ihn Kellhofer in rücksichtsloser Weise gekränkt hatte, alles gestanden. Es war eine schwere Stunde für ihn. Helene hat's zwar selber gewollt, aber sie ist doch gewissermaßen verkauft worden."

„Unter solchen Umständen wird sie wohl auch nicht glücklich sein?" fragte Karl und schüttelte den Kopf.

„Sie hat sich zu mir bisher noch nicht ausgesprochen. Ich fürchte aber, es wird schon einmal dazu kommen. Sie erwartet ein Kindchen. Nach Glück sieht aber das Ganze nicht aus. Er geht herrisch mit ihr um, das läßt sich merken. Sie reden manchmal Englisch vor mir, das ich ja nicht verstehe. Ich erkenne aber doch, daß es keine Liebesworte sind, die sie wechseln. Jetzt muß er ja auch ins Feld. Da wird nun der Alte wahrscheinlich sich an seine Stelle setzen und sich dem Vater lästig machen. Dann wird's doch dazu kommen, daß ich mich einmische. Dem Vater, weißt du, habe ich mich gebeugt und ihn machen lassen, wie er's für gut fand. Fremden Leuten aber kann ich noch entgegentreten mit einem kräftig bürgerlichen Wort."

„So ist's recht, Mutter!" sagte Karl. „Halte den Kopf hoch! Das Bild, das sich da entrollt, paßt in die Zeit, die hoffentlich dem Untergang geweiht ist. Jetzt freilich ist anderes zu tun. Doch halte mich immerhin auf dem laufenden. Später wird dann wohl ein gründlicher Schnitt gemacht werden müssen, um aus des Vaters Bereich zu sprechen. Er besitzt, wenn er alles verliert, noch immer ein Vermögen, das ihm keiner rauben kann, und wie's dem Volk der Geldmenschen ergehen wird, das wollen wir erst sehen. Die Zeit, da ein Mann wie Vater zu deren Sklaven werden konnte, wird auch weggefegt sein wie anderer Unrat, der sich seit Jahrzehnten angehäuft hat."

„Du darfst es dir nicht zu sehr zu Herzen nehmen," sagte die Mutter, „denn du kannst da draußen Kummer nicht brauchen. Ich will schon durchhalten. Aber es ist doch vielleicht auch gut, daß du um die Dinge weißt."

„Freilich ist's gut, daß ich meiner Mutter Sorgen kenne. Um so mehr werde ich an sie denken, statt törichten Träumen nachzuhängen."

Die Geheimrätin sah ihn an und sagte: „Sie hat dich lieb gehabt. Das ist eine schöne Erinnerung, mein Junge, kein törichter Traum."

Da küßte Karl seine Mutter.

Bruno war wegen eines Herzfehlers für untauglich erklärt worden. Der Geheimrat untersuchte ihn darauf selber und fand die Anzeichen einer Neurose, die er einem unregelmäßigen Lebenswandel zuschrieb. Da eine Gefahr nicht vorlag, wenn sofort ein entsprechendes Verhalten durchgeführt wurde, empfand die Mutter dieses Ergebnis als eine Erleichterung ihres bedrückten Gemütes. Zudem eröffnete ihr der Vater die Möglichkeit, ihren Jüngsten auch im kommenden Wintersemester bei sich haben zu können, da eine Aufsicht über seine Lebensweise nunmehr wünschenswert erschien.

Bruno selber nahm den ihm bisher immer höchst unsympathischen Gedanken, seine Studien an der heimischen Universität fortzusetzen, apathisch hin. Seit er seine Anschauungen gegen Karl geltend gemacht hatte, waren ja die Dinge ganz anders geworden. Die Luft ringsum war voll täglich sich steigernder Spannung, alle diese Menschen, die sonst so spießbürgerlich ihren Alltag lebten, gebärdeten sich erregt, fortgerissen von einem neuen Geist. Er konnte

nicht mitfühlen. Er war vielmehr voll Zorn gegen diese ungeheuerliche Maschine, die jetzt in Bewegung gesetzt wurde zur Zerstörung köstlicher Schönheiten, gegen dieses Massenaufgebot, das mit plumpen Tritten von Hunderttausenden die Saaten einer neuen Kultur zertreten wollte. Er war froh, daß er sich nicht in dieses Gedränge des „Volkes in Waffen" zu mischen brauchte, daß er ein gesitteter Mensch bleiben und seine Persönlichkeit abseits von diesem Kolonnenrhythmus nach eigener Weise bewegen konnte.

Aber er fühlte sich unheimlich einsam, ein Fremder unter allen diesen Leuten, in dieser eben noch so zukunftsfrohen Zeit. Damals, als er zuletzt bei Gostau am Starnberger See war, zwei Tage ehe ihn der Vater von München abberufen hatte, war man vorahnend schon in der bedrückten Stimmung gewesen, die um das Zeitgeschehen zögernd herumsprach, und wie ein Abschiednehmen von einer schönen Vergangenheit hatte es auf allen gelegen.

Gostau war wohl jetzt schon bei seinem freiwilligen Automobilkorps eingereiht und die kleine Frau nach Dresden aufgebrochen, wie sie es für den Kriegsfall vorhatte. Sie hatte ihn diesen Sommer nicht so behandelt, wie er geglaubt hatte, erwarten zu dürfen. Er hatte nach ihrer Meinung seinen Jünglingszauber verloren. Das war eben Münchener Luft.

Die hatte jetzt auch ihren besonderen Odem verloren, dort roch es jetzt auch nach Völkerhaß und spielten die Spießbürger sich als Helden auf. Aber irgendwelche stille Winkelchen hätte es vielleicht doch noch gegeben und einen oder den anderen nicht vom Rausch der Zeit erfaßten Menschen, mit dem man sich verstanden hätte. Daran war hier gar nicht zu denken.

So hielt er sich ans Elternhaus und an die Zärtlichkeit der Mutter, von der er übrigens einen nicht geringen Teil an Fräulein Busch abtreten mußte. Die vermutete Auserkorene Ernsts ließ sich zwar in ihrem Verhalten nichts anmerken, als ob sie schon nähere Beziehungen zur Familie im Sinne trage, aber die Mutter gebärdete sich so beglückt zutunlich, daß er ihr endlich doch einmal sagte: „Was machst du nun, wenn sich schließlich herausstellt, daß Ernsts Andeutungen nach ganz anderer Richtung gingen?"

Ärgerlich erwiderte sie: „Das sollst du nicht sagen, das will ich gar nicht hören." Nach einer kleinen Weile sagte sie zögernd: „Dann soll sie Karl nehmen. An den habe ich ohnehin früher gedacht, ehe Ernst geschrieben hatte." —

Gerade um die Zeit, da der Sieg von Lüttich die Gemüter begeisterte, und Bruno unter der Gewalt des Geschehnisses auf einmal verspürte, daß er jetzt wenigstens Genugtuung über den Vorteil der Volksgenossen empfinden konnte und der dürre Boden eines abstrakten Menschheitskultus ihm unbehaglich wurde, griffen noch andere Tatsachen des Lebens rauh in das zarte Gewebe seiner künstlerischen Genießerweisheit.

Mutter Kellhofer hatte sich veranlaßt gefühlt, als Vertreterin des Sohnes in der Klinik nach dem Rechten zu sehen, und war dabei in ihrem taktlosen Verhalten in solchen Zwiespalt mit dem Geheimrat geraten, daß dieser sie aus dem Hause wies und sich jeden weiteren Besuch der Klinik verbat. Darauf war Herr Kellhofer erschienen und hatte mit brutal geringschätzigem Gelddünkel geltend gemacht, daß die ganze Herrlichkeit der berühmten Klinik nur noch auf Kellhoferschem Kapital beruhe und er daher in Abwesenheit des die Geschäfte führenden Sohnes für sich und seine Frau das Recht in Anspruch nehme, die Professorenwirtschaft zu kontrollieren.

Der Geheimrat brach zu Hause völlig zusammen unter der nervösen Erregung, in die ihn die Rücksichtslosigkeit dieses Menschen versetzt hatte, der ohne jede Achtung vor seiner Persönlichkeit in ihm nur den abhängigen Verwandten sah, mit dem er nicht viel Federlesens machte.

Bruno erblaßte, als er den ehedem so stolzen Vater in greisenhafter Schwäche vor sich sah.

So stand es also? Da lauerte ja schon das Gespenst der Armut im Hintergrund.

Eine furchtbare Angst erfaßte ihn, und er fragte die Mutter: „Ja, sind wir denn bankerott?"

Diese machte eine beschwichtigende Gebärde: „Solchen Leuten ist der Vater nicht gewachsen, weil sein Stolz zu leicht verletzt ist. Jetzt komme *ich* an die Reihe. Ich bin auch kein Marktweib, aber ich habe das richtige bürgerliche Deutsch, das dahin gehört, nicht verlernt."

Sie suchte denn auch das Ehepaar Kellhofer auf und machte ihm klar, daß sie sich jede Kränkung ihres Mannes entschieden verbitte. Namentlich Frau Kellhofer war es, die den Standpunkt vertrat, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre, und sie gefiel sich in spitzen Redensarten über das gute Geschäft, das mit der Verheiratung Helenens gemacht worden sei. Der Geheimrätin tat manches Wort bitter weh, und sie war sich auch wohl bewußt, daß ihre Stellung keine sehr günstige war; aber es galt auf jeden Fall, den Gatten von dem seelischen Druck zu befreien, der aus diesen unseligen Beziehungen für ihn erwuchs und seine Kräfte aufreiben mußte. So schluckte sie manche kränkende Wendung hinunter, um die Unterhaltung nicht in zielloses Gezänk ausarten zu lassen.

Dazu gehörte die Geringschätzung, mit der das Ehepaar über Helene sprach. Frau Kellhofer sagte: „Sie möchte freilich manchmal aufmucken und die Prinzessin spielen. Aber der Willi kriegt sie schon klein."

„Es geht ihr nicht schlecht dabei," warf Vater Kellhofer mit Augenzwinkern und Lächeln ein. „Er versteht mit Weibern umzugehen."

So lebte nach den Begriffen der Geheimrätin das Gesindel der Winkelgassen zusammen. Das war also der Schluß all des vornehmen Getues und modischen Treibens, das ihr die Tochter entfremdet hatte.

Mit höchster Selbstbeherrschung brachte sie es dahin, daß man in ein rein gegenständliches Gespräch geschäftlicher Art kam. Sie führte dabei eine klar entschlossene Sprache, mit der sie ohne Heftigkeit, aber zähe, der Behauptung des alten Kellhofer Trotz bot, er handle im Auftrag seines Sohnes, dem der Geheimrat selber die weitestgehenden Vollmachten zur Vermögensaufsicht gegeben habe.

„Wir brauchen keine Vormundschaft," sagte sie, „und das werde ich auch dem Herrn Schwiegersohn sagen. So stehen wir noch lange nicht. Ich werde mich jetzt mit den Angelegenheiten befassen; wenn Sie oder Herr Willi etwas wollen, dann wenden Sie sich gefälligst an mich. Meinen Mann aber lassen Sie in Ruhe! Ich komme aus einem Geschäftshaus und werde die Dinge schon ins Geleise bringen, ohne daß Sie die Nase in alles stecken."



Am Fenster. Nach einer künstlerischen Aufnahme von R. Wörsching.

Schließlich sagte der Bierbrauer ganz gut gelaunt: „Ja, Frau Geheimrat, warum haben Sie sich denn früher nicht um diese Dinge gekümmert? Mir scheint, das wäre besser gewesen."

„Allerdings," antwortete die Geimrätin, „dann hätte ich nicht das Vergnügen Ihrer näheren Bekanntschaft gehabt. Aber es ist leichter, mit einem Bierbrauer als mit einem berühmten Mann verheiratet zu sein, und so gibt es eben Dinge, die Sie nicht verstehen. Jetzt geht es darum, daß wir in solcher Zeit Wichtigeres zu tun haben, als des Geldes wegen miteinander zu hadern und uns das Leben sauer zu machen."

Frau Kellhofer zog ein verschnupftes Gesicht, als sich die Geheimrätin verabschiedete, er aber schlug kräftig in ihre Hand ein und meinte: „So hätte man sich einmal ausgesprochen. Der Geheimrat ist zu nervös. Das taugt nichts für Geschäfte. Mit Ihnen läßt sich viel besser reden." —

Am selben Tage kam Helene zu ihrer Mutter. „Du hast dich ja mit meinen Schwiegereltern auseinandergesetzt," sagte sie. „War wohl kein Vergnügen?"

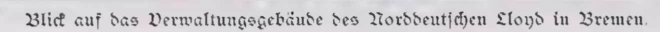
„Es ist auch von dir die Rede gewesen. Ich habe dich bisher nie mit Fragen behelligt. Aber jetzt möchte ich dich bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob du glücklich bist oder nicht."

Helene antwortete darauf: „Sie haben dir wohl gesagt, daß ich mich gar nicht selten mit Willi zanke? Das ist richtig, ein Paar Turteltauben sind wir nicht. Aber bist du denn mit Papa glücklich geworden? Du hast dich geduckt, und dabei war doch auch nichts von Glück. Ich ducke mich nicht, mag mein Herr Gemahl mir noch so brutal kommen. Das muß eben ausgekämpft werden. Der dumme Zustand ist zu früh gekommen, sonst wäre ich schon fertig geworden mit ihm. 's ist eben der Kampf der Geschlechter. Jetzt handelt es sich darum, wie er zurückkommt. Vielleicht ist er ganz verwildert, vielleicht ist er froh, wieder in meinem Dunstkreis atmen zu können. Das mit der Liebe ist die dümmste Lüge, die es gibt. So dumm, so abgeschmackt ist das Ganze, und doch — man muß eben damit fertig werden."

„Freust du dich nicht auf das Kind?" fragte die Mutter zaghaft.

Helene zog die Schultern hoch: „Sehr spaßhaft denke ich mir die Sache gerade nicht. Aber wenn es ein Junge wird, imponiert ihm das doch."

(Fortsetzung folgt.)

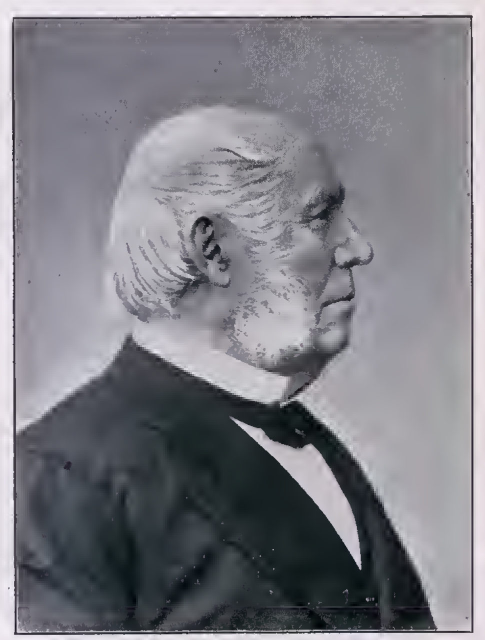



Blick auf das Verwaltungsgebäude des Norddeutschen Lloyd in Bremen.

Ein Jubiläum im Kriege.

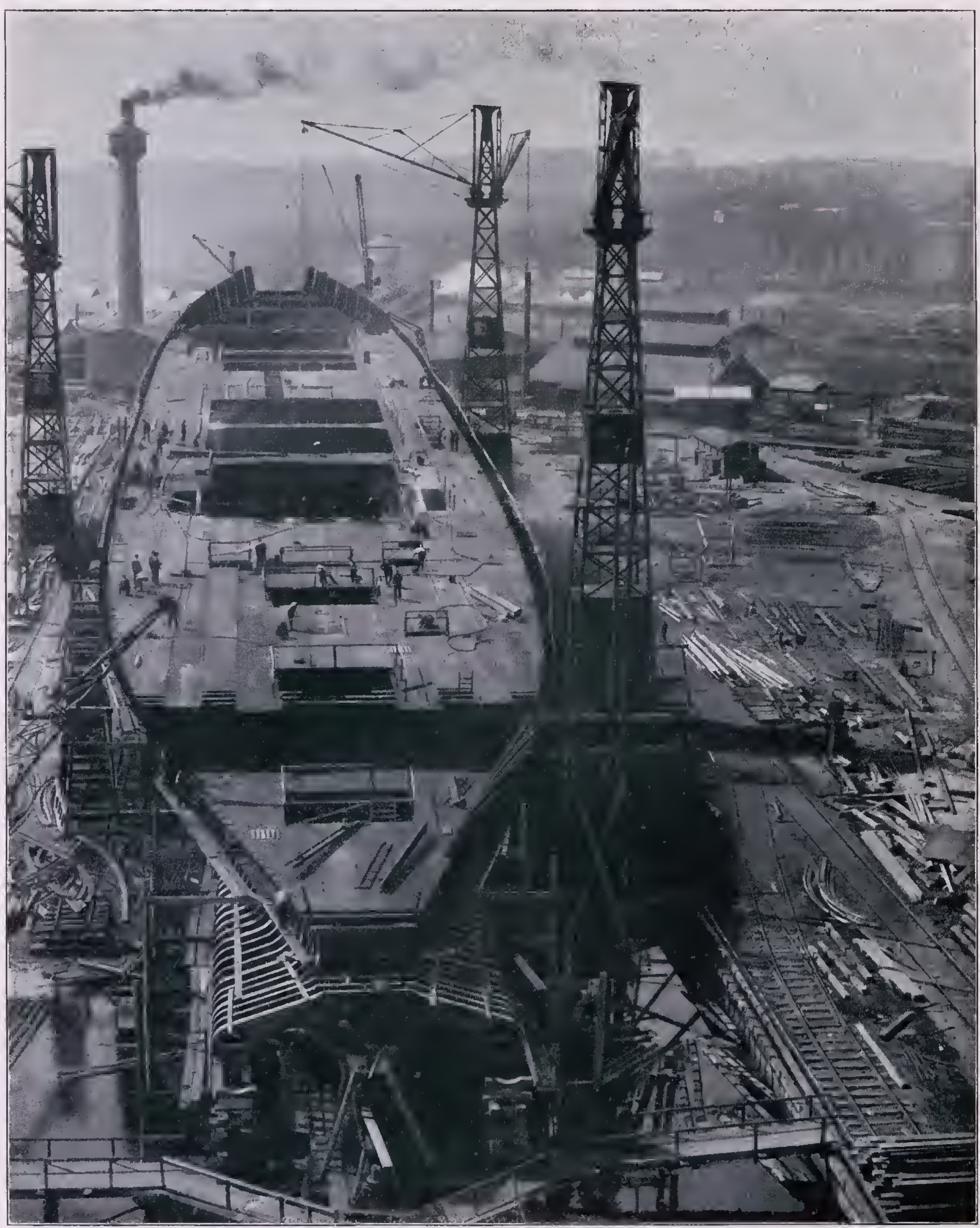
Zur Geschichte des Norddeutschen Lloyd. Von Felix Baumann. (Mit acht Abbildungen.)

Am 20. Februar 1917 kann der Norddeutsche Lloyd in Bremen auf sein sechzigjähriges Bestehen zurückblicken. Das große Völkerringen läßt den diamantenen Jubiläumstag ohne rauschende Festlichkeiten vorübergehen, aber immerhin wird man an diesem Tage der Verdienste der Bremer Schiffahrtsgesellschaft um die Entwicklung des deutschen Seewesens und um die Erschließung des deutschen Handels in den fernsten Weltteilen gedenken müssen. Waren doch bis zum Ausbruch des Krieges die schwarz-weiß-roten Fahnen im Verein mit der Lloydflagge, die im weißen Felde den blauen Anker, Schlüssel und Eichenkranz zeigt, auf allen Hochstraßen und Beiwegen der Meere eine wohlbekannte und geachtete Erscheinung gewesen. Die Worte des Vaters des Norddeutschen Lloyd, Hermann Hinrich Meier, beim Festmahl nach der Probefahrt des ersten Lloyddampfers „Bremen“: „In dem Anker halten wir die Hoffnung fest, daß der Schlüssel uns die Verkehrswege eröffnen werde, die wir mit deutscher Manneskraft, Ausdauer und Treue festhalten wollen,“ sind, wie die Geschichte des Lloyd lehrt, in Erfüllung gegangen. Die Reederei hat gehalten, was sie durch die Wahl ihres Wappens versprochen hat, denn der Entwicklungsgang des Lloyd offenbart ein beredtes Ruhmesblatt kerniger deutscher Tatkraft. Der Kriegszustand hat dem deutschen überseeischen Passagier- und Handelsverkehr einen schweren Schlag versetzt, aber doppelt denkwürdig bleiben deshalb die Worte, die Kaiser Wilhelm II. 1890 an Bord des Lloyddampfers „Fulda“ sprach: „Was auch unserem Vaterland, unserer Marine und unserem Handel für Nebel und dunkle Stunden bestimmt sein mögen, es wird uns Deutschen doch gelingen, diese Nebel und dunklen Stunden zu überwinden und bei kräftigem Vorwärtsstreben unser Ziel zu erreichen nach dem guten Grundsatz: Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt!“



Hermann Hinrich Meier, der Begründer des Norddeutschen Lloyd.

Gleich hier sei betont, daß es nach dem Friedensbruch unserer Feinde auch einer Anzahl Lloyddampfer vergönnt war, ehrenvollen Anteil an den kriegerischen Ereignissen auf dem Meere zu nehmen. Erinnert sei nur an den ruhmvollen Untergang des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ als Hilfskreuzer der kaiserlichen Marine in der Bucht von Rio del Oro, an die kühnen Kreuz- und Kaperfahrten des „Kronprinz



Wie der Riesendampfer „Kolumbus" entstand.

Wilhelm" und „Prinz Eitel Friedrich" sowie an das tollkühne Unternehmen des Kapitäns Minckwitz mit dem Dampfer „Choising", der die weltberühmt gewordene „Ayesha" mit Kapitänleutnant Mücke und seinen Emdenleuten sicher nach Hodeida geleitete. Wie sich das Schicksal der von unseren Feinden beschlagnahmten und als gute Prise erklärten Lloyddampfer gestalten wird, muß man abwarten. Der Dampfer „Schlesien" ist bereits in England verkauft und in „Maritime" umgetauft worden. Auch die Dampfer „Greifswald", „Hessen", „Lothringen", „Pfalz" und „Thüringen" haben von englischer Seite andere Namen erhalten.

Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd kann in fünf Perioden geteilt werden. Die erste umfaßt die Kinderjahre unter Leitung der Direktoren Crüsemann, Stockmeyer und Peters (1857—1877); die zweite unter Lohmann be-




Wie man einst nach Amerika reiste: Schlafkammern und Speiseraum erster Klasse auf einem Paketsegelschiff Bremen—Neuyork.

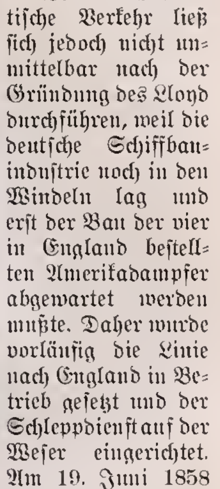
grenzt die Zeit von 1877—1892, die dritte Periode kennzeichnen die Jahre 1892—1909 unter Dr. Wiegand, während die vierte — Generaldirektor Heineken — sich auf die Friedensjahre 1909—1914 beschränkt und die fünfte die Kriegszeit umfassen wird. Auch diese Periode wird in der Geschichte des Lloyd eine bemerkenswerte Rolle spielen, denn Generaldirektor Heineken kann am sechzigjährigen Jubiläumstage berichten, daß trotz des Krieges bis zum 20. Februar 1917 bereits zehn neue während des Krieges erbaute Dampfer von insgesamt 72151 Bruttoregistertonnen abgeliefert wurden und sich noch acht andere Dampfer von zusammen 136000 Bruttoregistertonnen im Bau befinden.

Entgegen früheren Ansichten steht heute fest, daß Hermann Hinrich Meier als der eigentliche Gründer des Norddeutschen Lloyd zu betrachten ist. Unbestreitbar ist die Tatsache, daß während der ersten Jahrzehnte, in Wirklichkeit bis in die achtziger Jahre, rechtlich bis zu seinem 1888 erfolgten Austritt, die entscheidende Leitung in Meiers Händen gelegen hat. Das hindert jedoch nicht auch Eduard Crüsemann den ihm zustehenden, ehrenvollen Platz in der Lloydgeschichte anzuweisen. Denn ihm gebührt nicht nur das Verdienst, im Jahre 1856 die Gründungspläne in schnelleren Fluß gebracht zu haben, sondern er hat gerade in dem inneren Ausbau der Reederei, in den Einzelheiten ihrer Organisation, in der täglichen kaufmännischen Arbeit des Direktors Bedeutendes geleistet.

Als der Grundstein zum Lloydunternehmen gelegt wurde, fehlte es nicht an Nörglern und Spöttern, die einen Mißerfolg prophezeiten. Dazu glaubten sie sich um so mehr berechtigt, als die kurz vorher im Jahre 1847 in Neuyork gegründete Ocean Steamship Navigation Company, die als erste eine regelmäßige Dampferlinie mit den Schiffen „Washington“ und „Hermann“ zwischen Europa und Amerika eingerichtet hatte, ihren Dienst wieder aufgeben mußte. Aber unbeirrt durch die Warnungen kopfschüttelnder Zweifler, verfolgten die mutigen Pioniere den eingeschlagenen Weg. Schon am 20. Februar 1857 konnte die formelle Gründung des Norddeutschen Lloyd mit einem Grundkapital von 3 Millionen Talern Gold erfolgen.

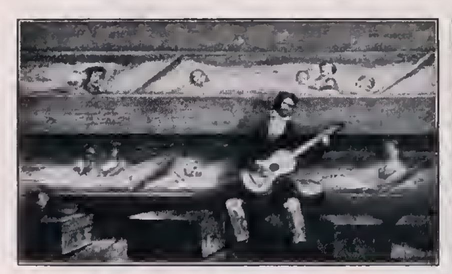
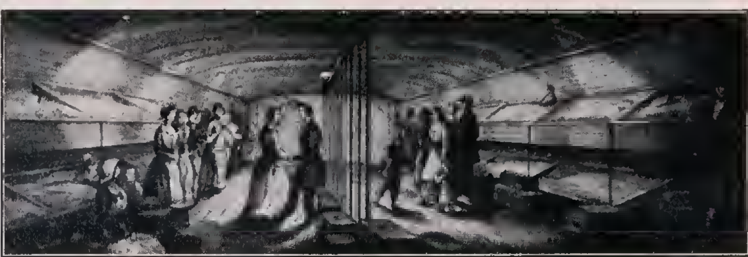


Paketsegelschiff Bremen—Neuyork von 800 Tonnen.

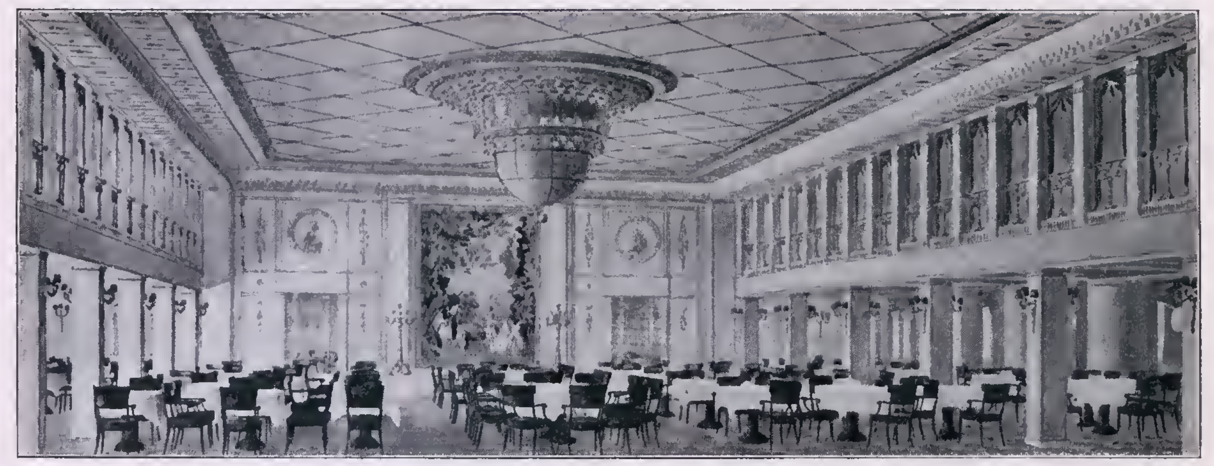


Der transatlantische Verkehr ließ sich jedoch nicht unmittelbar nach der Gründung des Lloyd durchführen, weil die deutsche Schiffbauindustrie noch in den Windeln lag und erst der Bau der vier in England bestellten Amerikadampfer abgewartet werden mußte. Daher wurde vorläufig die Linie nach England in Betrieb gesetzt und der Schleppdienst auf der Weser eingerichtet. Am 19. Juni 1858 konnte endlich nach einer erfolgreichen Probefahrt bis zum Leuchtturm auf dem Hohen Wege der erste Ozeanschraubendampfer des Lloyd, „Bremen“, seine Reise nach Amerika antreten, wo er bereits am 4. Juli eintraf. Im Laufe des Jahres wurden auch die drei anderen Dampfer „Hudson“, „Weser“ und „Neuyork“ in den transatlantischen Dienst eingestellt. Schwere Unglücksfälle drohten jedoch schon im ersten Jahre die Gesellschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern. Glücklicherweise wendeten die finanzielle Leistungsfähigkeit des Lloyd und andere günstige Umstände das Unheil ab.

Der Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs schien der Auswanderung und dem Frachtverkehr einen neuen Schlag versetzen zu wollen, aber der Lloyd deckte sich durch die Ausgabe einer neuen Prioritätsanleihe und benutzte das Geld zum Bau des transatlantischen Dampfers

Wie man einst nach Amerika reiste: Schlafstellen und gleichzeitig Aufenthaltsraum im Zwischendeck.



Der Speisesaal des Lloyddampfers „Kolumbus“.

„Amerika“, der wiederum in England erbaut wurde, jedoch eine Gußstahlwelle von Krupp erhielt. Trotz des Krieges gelang es dem Lloyd, auf der Höhe zu bleiben, so daß nicht nur 1863 sein internationaler Postvertrag verlängert wurde, sondern auch der Passagierverkehr eine gute Einnahme zu verzeichnen hatte und ein geeignetes Terrain in Hoboken als Landungsplatz erworben werden konnte.

Um den Bestrebungen der amerikanischen Konkurrenzlinien, dem Lloyd den Rang abzulaufen, zu begegnen, ließ die Bremer Reederei im Jahr 1867 acht neue große und schnelle Dampfer erbauen und richtete einen wöchentlichen Verkehr zwischen Bremen und Neuyork ein. Nach Beendigung des Bürgerkriegs rief der Lloyd eine neue Linie mit zwei großen Schraubendampfern nach Baltimore ins Leben, um den amerikanischen Tabaks- und Baumwollhandel in die Hände zu bekommen. An die Baltimorelinie schloß sich am 15. September 1869 ein vierzehntägiger Dampferdienst von Bremen über Havanna nach dem Hauptstapelplatz für Tabak und Baumwolle, Neuorleans.

Das Jahr 1869 war für den Lloyd insofern bedeutungsvoll, als der Überschuß zum erstenmal eine Million Mark betrug und König Wilhelm I. mit großem Gefolge nach Bremen kam, um den Amerikadampfer „Deutschland“ zu besichtigen.

Aber 1869 hatte der Lloyd auch den Tod seines ersten Direktors Crüsemann zu beklagen, und unter seinen Nachfolgern Peters und Stockmeyer erlitt die Gesellschaft durch den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges zunächst eine finanzielle Einbuße. Der Lloyd konnte allerdings im Oktober 1870 die transatlantische Schiffahrt wieder aufnehmen, wobei jedoch der Dampfer „Union“ an der schottischen Küste strandete. Nach der am 7. März 1871



Der noch im Bau befindliche Doppelschrauben-Personen- und Frachtdampfer „Kolumbus“ des Norddeutschen Lloyd. (Länge 236,2 m, Breite 25,3 m, Tiefgang 10,4 m. Brutto-Rauminhalt 35000 Registertonnen). Auf dem Dampfer, der am 17. Dezember 1913 auf der Danziger Schichau-Werft von der Kronprinzessin Cecilie getauft wurde, können rund 3500 Personen und eine Nutzladung von 10000 Tonnen befördert werden.

erfolgten Eröffnung der Westindienlinie mit dem Dampfer „König Wilhelm I." wurde als Ergänzung der Linie von Bremen nach London und Hull noch die Linie Bremen—Leith in Betrieb gesetzt.

Die letzten Jahre der ersten Periode hatten außerdem Verkehrsverbesserungen nach Neuyork, Baltimore und Neuorleans, die Errichtung einer Linie nach Südamerika, eine neue Prioritätsanleihe, die Erhöhung des Aktienkapitals auf 6 Millionen Taler sowie die des Grundkapitals der Baltimorelinie auf 1400000 Taler und mehrere Unglücksfälle wie die Strandungen des „König Wilhelm I." und der „Deutschland" und die Thomassche Dynamitexplosion an Bord der „Mosel" zu verzeichnen.

Nach dem Tode Stockmeyers (Direktor Peters war bereits im Jahre 1872 gestorben), entstand unter Joh. G. Lohmanns Leitung die gesamte erste Schnelldampferflotte des Lloyd, wodurch dieser mit einem Schlage an die Spitze aller transatlantischen Dampfschiffahrtsgesellschaften gestellt wurde. Das Aufsehen, das die Engländer 1878 mit der Erbauung des Schnelldampfers „Arizona" mit seiner Geschwindigkeit von 16 Seemeilen erregten, veranlaßte Lohmann ebenfalls, einen Schnelldampfer in Glasgow zu bestellen. Bereits im Jahre 1881 konnte das neue Schiff, der Dampfer „Elbe", der mit 4500 Tonnen das Doppelte an Tonnengehalt des bisherigen größten Lloyddampfers bei einer Maschinenstärke von 5600 Pferdekräften hatte, die erste Fahrt nach Amerika antreten. Die „Elbe", die leider am 30. Januar 1895 im englischen Kanal durch die Schuld des englischen Dampfers „Crathie" zum Sinken gebracht wurde, machte die schnellste Reise von Southampton nach Neuyork in acht Tagen und einer Stunde, während der später erbaute Dampfer „Werra" von Neuyork nach Southampton nur 7 Tage 20 Stunden und 15 Minuten gebrauchte. Infolge der Erbauung und Indienststellung einer großen Anzahl anderer Schnelldampfer besaß der Lloyd am 20. Februar 1882, am Tage seines 25jährigen Bestehens, schon eine Flotte von 29 transatlantischen Dampfern, 7 für den europäischen Dienst bestimmten Dampfschiffen, 14 Flußdampfern und 48 Leichterschiffen, also einen Bestand von 98 Fahrzeugen mit einem Gesamtrauminhalt von 104500 Registertonnen.

Hatte die deutsche Regierung bereits den Lloyd mit der Beförderung der für Amerika bestimmten Post beauftragt, so bevorzugte nun auch das Neuyorker Generalpostamt die schnellen Lloyddampfer für die Beförderung der amerikanischen Post nach Europa.

Im Juli 1885 schloß der Lloyd mit Bismarck als den Vertreter des Deutschen Reichs einen Vertrag wegen Übernahme der Briefpostdampferlinien nach Australien und Ostasien, was die Reederei mit den Reichsbehörden in enge Fühlung brachte und der schwarz-weiß-roten Flagge den Verkehrsweg nach dem Fernorient bahnte. Am 30. Juni 1886 trat der Dampfer „Oder" von Bremen aus die erste Reise nach Ostasien, am 14. Juli der Dampfer „Salier" seine erste Fahrt nach Australien an.

Der Aufschwung des Lloyd in seiner zweiten Periode kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch die Verkehrsstatistik des Jahres 1891, nach der von den 753 Passagierfahrten der acht großen transatlantischen Dampfergesellschaften des In- und Auslandes nach den Vereinigten Staaten allein 174 Fahrten auf den Norddeutschen Lloyd entfielen, womit dieser den ersten Platz einnahm.

Mit dem Jahre 1892 begann unter Geo Plate als Vorsitzendem des Verwaltungsrates und Heinrich Wiegand als Generaldirektor die dritte große Dampferbauperiode, die die Anwendung des Doppelschraubensystems auf die gesamte Lloydflotte im Gefolge hatte. Nach einer fünfzehnjährigen Erfahrung im Schnelldampferbetrieb entschloß sich der Lloyd im Jahre 1897, abermals in den Wettbewerb der verschiedenen Dampfergesellschaften einzugreifen und der Cunardlinie das blaue Band des Ozeans zu entreißen. Am 4. März 1897 lief der erste der neuen Doppelschrauben-Schnelldampfer, der als Mustertyp eines durch und durch modernen Schiffs gelten sollte, das auf der Vulkanwerft erbaute Prachtschiff „Kaiser Wilhelm der Große", vom Stapel und riß bereits auf seiner ersten Reise nach Neuyork mit seiner alles überbietenden Durchschnittsgeschwindigkeit von 22 Seemeilen in der Stunde das blaue Ozeanband an sich. Diesem Rekorddampfer folgten dann die Doppelschrauben-Schnellpostdampfer „Kronprinz Wilhelm", „Kaiser Wilhelm II." und „Kronprinzessin Cecilie". Am Schluß der dritten Lloydperiode erfolgte noch die Indienststellung des nach dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen benannten und im allgemeinen dem Barbarossa-Klassentyp nachgebildeten Doppelschraubendampfers „Prinz Friedrich Wilhelm".

Die Aera Wiegand schließt auch die Erweiterung der verschiedenen Lloydlinien in den indo-chinesischen Gewässern ein, wodurch der lebhafte Handel Hinterindiens und Südchinas unter deutschen Einfluß gebracht wurde. Bereits im Jahr 1905 konnten dort nicht weniger als 45 Küstendampfer des Lloyd 16 Linien befahren. Ferner wurde eine Frachtdampferlinie nach Niederländisch-Indien und Australien eingerichtet. Auch entstanden die Dampfer der „Rhein"-Klasse für die La Plata-Linie und die besonders für den Zwischendeckverkehr bestimmten Sturmdeckschiffe der „Köln"-Klasse. Große Aufmerksamkeit widmete Wiegand außerdem dem Ausbau der Spezіallinien im Mittelmeer, wie die Errichtung der Linie Marseille—Neapel—Alexandrien u. a. Um die beiden Hansastädte Bremen und Hamburg mit den wichtigsten Anlaufhäfen im Mittelmeer zu verbinden, wurden der „Lloyd-Expreß" nach Genua, der „Riviera-Expreß" nach Marseille und der „Ägypten-Expreß" nach Neapel eingestellt.

Am 29. März 1909 bereitete ein Nierenleiden der siebzehnjährigen Tätigkeit Dr. Wiegands ein Ende, aber zwei Jahre vor seinem Tode konnte er noch am 20. Februar 1907 anläßlich des Goldenen Jubiläums des Lloyd die Glückwünsche aus aller Herren Länder entgegennehmen und die Grundsteinlegung zum Mittelbau des mächtigen neuen Verwaltungsgebäudes in Bremen vollziehen, das im Juni 1910 vollendet wurde.

Wiegands Nachfolger, Generaldirektor Philipp Heineken, begann nach Bewährung der Neuerungen der Schiffstechnik, die beim Bau der noch in der Wiegand-Periode in Auftrag gegebenen Dampfer „Berlin", „George Washington", „Koblenz", „Koburg" und „Eisenach" berücksichtigt worden waren, mit der Aufgabe der weiteren inneren Erstarkung des Norddeutschen Lloyd. So wurden die Prachtdampfer „Kaiser Wilhelm II." und „Kronprinzessin Cecilie" einem Umbau unterzogen, die Dampfer der „Sierra"-Klasse erbaut, die Riesendampfer „Kolumbus", „Hindenburg", „Zeppelin" und ein Schwesterschiff der „Berlin", die „München", sowie 7 neue Frachtdampfer für die Ostasienlinie und 12 Dampfer für den australischen Frachtenverkehr in Bau gegeben. Bemerkenswert waren u. a. auch die Verkehrsverbesserungen im Mittelmeer und die in großem Umfang unternommenen Vergnügungsfahrten.

Der Krieg hat den Bestrebungen des Norddeutschen Lloyd in gewisser Hinsicht einen Riegel vorgeschoben. Von dem insgesamt ca. 12000 Mann zählenden seemännischen Lloydpersonal standen beim Kriegsausbruch 6 Kapitäne, 207 Offiziere, 208 Ingenieure und 2394 Mann unter den Fahnen und bei der Marine.

Hoffen wir, daß die Flagge des Norddeutschen Lloyd bald wieder auf allen Meeren flattern wird.



Rumänische Bevölkerung flüchtet aus einem von russischen Truppen in Brand gesteckten Dorfe. Nach einer Zeichnung von K. E. Olszewski.

Der Psychologe.

Novelle von Anna Goldschmidt.

Ich glaube, wir Frauen sind die geborenen Schwiegermütter, auch wenn wir kinderlos sind. Wenn wir etwas Jungweibliches und Jungmännliches zusammenführen, so sind auch schon die kupplerischen Fragen am Werke: „ob wohl?“ — usw. Hier war das große „ob wohl“ etwas erschwert, denn es drehte sich um einen „er“ und zwei „sie“, den Dr. phil. Wilhelm Stockmar, Privatdozenten an der königlichen Universität Berlin, Sohn eines entfernten Verwandten meines Mannes, und um meine Nichten Elisa und Mizzi Jungmann aus Magdeburg, meiner Schwester Klara äußerst verschieden geartete Töchter. Und ich freute mich, daß Dr. Wilhelms Blicke gleich bewundernd an der bei weitem schöneren Elisa hängen blieben, und er die kleine stumpfnasige, sehr gesprächige Mizzi gar nicht sah. Wilhelm war der Mann, den ich meiner guten Klara als Schwiegersohn gönnte, aber Elisa sollte er haben. Sie war wie geschaffen für ihn. Ich kannte seine hochgemuten Ansprüche, seine verzagten Zweifel, daß er bei der Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit der heutigen jungen Mädchen je sein Ideal erreichen, also jemals zu einer Frau, die er sich schon recht wünschte, kommen würde.

„Ach, Wilhelm, schließlich fällst du so gut rein wie jeder andere und nimmst eine, die deinem Ideal nicht mehr ähnlich sieht.“

„Ausgeschlossen, Tante! Dazu bin ich doch zu sehr Psychologe. So eine Raffinierte, die mich fangen könnte, gibt es ja gar nicht. Ernst muß sie sein, schön und tief. Davon kann ich nicht abgehen.“

Elisas ernste Schönheit schien tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Er fragte mich immerzu etwas, was auf sie Bezug hatte.

„Tante, Elisa heißt sie, und der kleine Quirl Mizzi?“

„Ja!“ Er wußte es ja längst, er wollte nur von ihr sprechen.

„So sehen sie auch aus.“

„So sehen sie aus? Was heißt das?“ fragte ich lachend.

„Ach, Tantchen, tu doch nicht so, das weißt du ja selbst. Elisa — das ist alles Wohlklang, Ernst, Schönheit; Mizzi, das klingt so läppisch, so albern — aber verzeih, Tante, es sind ja beides deine Nichten. Hab' ich dich verletzt?“

„Du urteilst allerdings etwas scharf über Mizzi,“ entgegnete ich. Innerlich jubelte mein Herz. Mochte er über Mizzi denken, wie er wollte. Wenn ihm nur Elisa gefiel, denn Elisa, die schöne, mit allen Tugenden gesegnete, war meiner guten Klara Sorgenkind.

„Wie können nur zwei Schwestern so verschieden sein!“ fuhr Wilhelm fort, und ich mußte wohl sehr in Gedanken versunken sein, daß ich ganz unüberlegt sagte: „Ja, und denke dir, meine Schwester schreibt, daß sie sich auf dem Ballsaal um Mizzi reißen, während Elisa oft sitzen bleibt.“

Er riß die Augen weit auf vor mißmutigem Staunen. „Die Idioten!“ Das ging auf die Magdeburger Ballherren. Gott sei Dank, Mizzis billiger Ballorbeer hatte Elisa bei ihm nicht geschadet. Und nach einer kleinen Weile: „Wieviel ist sie eigentlich älter als die andere?“

„Ein Jahr.“

„Unglaublich! Und was sie schon für eine Persönlichkeit ist, so tüchtig, so gediegen! Die andere ist ein kleiner Hanswurst, ein dummer Backfisch. — Pardon, Tante.“

Immer, nachdem er Elisa angeschwärmt und Mizzi herabgesetzt hatte, besann er sich, daß er doch eigentlich meine Tantengefühle schonen müsse.

„Das ist nun nicht zu leugnen," sagte ich, „daß Elisa im kleinen Finger wertvoller ist als Klein-Mizzi mit Haut und Haaren. Damit kränkst du mich nicht. Das wissen sogar die eigenen Eltern."

Als wir abends unter der Hängelampe beieinander saßen, waren Wilhelms Blicke ständig zwei leuchtende Fragezeichen. Er war ordentlich zerstreut, so beschäftigte ihn die eine Frage: Wie können zwei Schwestern nur so verschieden sein!? Seine staunende Schweigsamkeit steckte mich an. Elisa war von Natur aus still — das war meiner guten Klara Herzenskummer —, die Kosten der Unterhaltung trug ganz allein Mizzi. Ach, hätte sie weniger und sinnreicher gesprochen! Ich sah, wie Wilhelms Stirn sich nervös krauste, und da regte sich in mir doch die Tantenliebe. Die Mizzi war ja auch meiner Klara Tochter, sie war mir zu gut dazu, jemand auf die Nerven zu fallen. Merkte sie denn gar nicht, daß sie das tat? Immerzu redete sie ihn an, fragte ihn etwas, forderte ihn heraus, so beinahe brüsk er sich auch der Älteren zuwandte. Mußte er schließlich auf eine von Mizzis Fragen antworten, so tat er es, zu Elisa gewendet, so, als habe diese gefragt. Dabei sah er ihr gespannt auf die Lippen, als erwarte er eine Rückäußerung. Aber sie schwieg ernst. Ihr stilles graues Auge blickte sinnend auf. Das war das einzige Zeichen, daß sie ihn hörte. Mich quälte Mizzis vorlaute Art und Elisas allzu gedankenvolles Schweigen. Als ich der Kleineren nachher vorsichtige Vorwürfe machte, hatte ich noch Ärger davon. „Ja, ja, Tantchen, ganz wie mein altes gutes Muttelchen. Die liebe alte Zeit! Ihr wart brav und schlugt züchtig errötend die Augen nieder, wenn einer von den Herrlichsten von allen in Sichtweite war. Die heutige Zeit ist eben anders." Mich verdroß die überlegen selbstgefällige Art, dieses unzerstörbare Selbstbewußtsein. Ob ich trotzdem auch Elisa sagte, was mir an ihr nicht gefiel? Ja, ich war es meiner Schwester schuldig. Aber hier bereute ich erst recht hinterher. Tränen traten in ihre schönen Augen. Ich hatte offenbar eine wunde Stelle berührt, die schon mancher Vorwurf geschmerzt hatte. „Tante, ich kann ja nicht. Sieh, wenn ich etwas sagen will, habe ich immer das Gefühl: das kann doch die fremden Menschen gar nicht interessieren. Ich hatte doch auch noch nie über die Fragen nachgedacht, die er gerade anschnitt. Wie soll ich so schnell zu einer Ansicht darüber kommen! Ich will mal darüber nachdenken."

Nein, ich änderte meine beiden Nichten nicht. Die eine wurde nicht schweigsamer, die andere nicht redseliger.

Die Kosten der Abendunterhaltung trugen meist Wilhelm, Mizzi und ich. Mein Mann las Zeitungen, Elisa zeichnete schweigend, der Rentmeister und der Inspektor, sonst unsere einzigen Tischgenossen, waren jetzt auch ziemlich wortkarg. Zuerst hatten sie völlig geschwiegen, ein wenig eingeschüchtert neben dem gelehrten Gast, ein wenig benommen von der ungewöhnten Anwesenheit zweier junger Mädchen, die ihnen sichtlich sehr imponierten, besonders Elisa, die der Rentmeister, genau wie unser junger Doktor, kaum aus den Augen ließ.

Am Tage arbeitete Wilhelm schon wieder, trotz meines Scheltens. Er war doch zur Erholung auf unserem Gut, er hatte sie dringend nötig. Nun quälte diesen regen Geist schon wieder der Arbeitsdrang trotz der interessanten vergleichenden Studien, die er an meinem jungen Nichtenduo fortgesetzt betrieb. Sie waren aber doch wohl schuld, daß er uns etwas abgeben wollte von den Früchten seiner Arbeit. Unser gelahrter Herr Doktor, dem Reden vor einem eleganten Laienpublikum sonst ein Greuel schien, erklärte sich bereit, in unserem „Verein der Freunde" einen Vortrag über Nietzsche zu halten. O Elisa, du kannst dir etwas einbilden! Und mehr noch, er, der Berufsredner, hatte Lampenfieber, als wir zu vieren im Wagen nach der Stadt fuhren. Er sprach gar nicht auf dem Wege. Ich auch nicht. Mich beschäftigte sein zerstreut gequältes und Elisas undurchdringlich blasses Gesicht. Jetzt empfand ich Mizzis gehaltloses Geplapper beinahe als Wohltat. Man mußte doch einmal antworten oder lachen aus dem bedrückenden Angstschweigen heraus.

Der Vortrag war zu hoch, ging über die Köpfe des Publikums hinweg. Das tat mir leid um den Redner, dem ich anmerkte, wie sehr viel ihm daran lag, die Hörer, vielmehr eine einzige Hörerin, zu fesseln. Ich konnte es Mizzi nicht übelnehmen, daß sie — der Zuhörerraum war stark verdunkelt — ein kleines Schläfchen riskierte. Ich mußte lachen, als ich manchmal durch ihr Stumpfnäschen ein ganz feines, regelmäßiges Schnarchen zittern hörte. Das klang so kindlich und niedlich. Sie erwachte erst wieder, als vom Vorstandstisch und aus der ersten Reihe, in der wir saßen, ein höflich dünnes Beifallklatschen ertönte. Aber da war ich doch starr über diese Wandlungsfähigkeit, über diesen sekundenschnellen Sprung vom Tod ins Leben zurück. Der Saal war wieder taghell, und Mizzi hielt dem bleichen Redner ihre wie rasend Beifall klatschenden Arme so weit entgegen, als wolle sie ihm damit in sein zerquältes Gesicht fahren, das sich bei diesem drolligen Anblick zu einem müden Lächeln aufhellte. Elisa saß sehr blaß da und rührte sich nicht. Es war mir schwer, meinem lieben Schützling etwas über seinen Vortrag zu sagen. Ich half mir mit der Ehrlichkeit und sagte ihm, daß ich wirklich nicht viel davon verstanden habe. „Und von morgen an schläfst du auch wieder bis neun und trinkst deinen Kakao im Bett. Die Sache hat dich doch angestrengt, du siehst schlecht aus." Aber es gelang mir nicht, ihm mit meinem mütterlichen Wohlwollen, für das er sonst so empfänglich war, wohlzutun. Redner wollen von ihrem Vortrag hören, sonst nichts. Das heißt, was ich sagte, war ja wohl überhaupt nicht so wichtig; er starrte auf — Elisa. Sein Ausdruck war fragend, flehend, wurde dann enttäuscht, zuletzt schmerzlich, drohend — zu merkwürdig, aber die Gesichter mancher Menschen sind für uns transparent. Derweil plauderte Mizzi auf ihn ein, und war mir auf dem Herweg ihr Schwatzen eine Erleichterung gewesen, auf der Rückfahrt war es mir eine Qual. Jetzt fand ich die Nichte direkt unverschämt. Ich hatte ehrlich zugestehen müssen, daß mir die Sache zu hoch gewesen sei, so angestrengt ich auch versucht hatte, dem Redner folgen zu können. Sie hatte geschlafen und sprach mit ihm — glaub's einer oder nicht —, sprach mit ihm über seinen Vortrag! Über Nietzsche und seinen Vortrag! Sie machte ihm Komplimente, und was sie im Leben und heute im Saal an Bruchstücken und Schlagworten aufgeschnappt hatte, Zitate aus Zarathustra, Nietzsches Stellung zum Weibe, es genügte einem enttäuschten, um seinen Beifall betrogenen eitlen Redner — ach, und eitel sind sie ja alle —, auf sie einzugehen, ihr sachlich, ernst, hundertmal zu ernst für ihr flaches Köpfchen, zu antworten. Und so berauschte er sich an dem geliebten Stoff, den zu behandeln ihm qualvoll Bedürfnis war, daß er Redner und Hörerin verwechselte und daheim nachher zu mir sagte: „Tante, die Kleine haben wir doch gewaltig unterschätzt. Sie hat da recht vernünftige Gedanken entwickelt. Aber weißt du, Fräulein Elisa" — seine Stimme bebte vor beleidigter Enttäuschung — „besitzt einen maßlosen geistigen Hochmut."

So erregt war er, daß er nicht abwartete, was ich ihm bestürzt, übereifrig antworten wollte. Mit zornigen Schritten stapfte er in sein Zimmer.

Und mit ebenso zornigen eilte ich in das Gemach der Mädchen. Mizzi beachtete ich gar nicht. Sie wickelte



Nach der Verhandlung.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Roegge.

sich ihr Haar auf und betrachtete dabei sehr zufrieden ihr Spiegelbild.

„Warum hast du Wilhelm kein Wort gesagt?" Nur mühsam bezwang ich meinen Zorn, aber ich wollte Elisa doch nicht vor der Jüngeren herabsetzen. „Es ist eine Unhöflichkeit, mehr als das, eine Undankbarkeit, dem Redner kein einziges Wort über seinen Vortrag zu sagen."

„Ach, Tante," sagte sie müde lächelnd, „was kann einem geistig so hoch über mir stehenden Manne an meinem Urteil über seinen Vortrag, an meinen Gedanken über Nietzsche liegen!"

Ich sah sie böse an. Vom Spiegel her klang ein überlegen lustiges Auflachen. Da besann ich mich und sagte milde: „Wir sprechen morgen darüber, Kind. Schlaft jetzt beide gut." Ich küßte Elisa auf die weiße Stirn. Sie lag schon im Bett. Nie sah sie reiner und edler aus als im weißen Nachtkleid, wenn sie die Frisur gelöst hatte und ihr schönes Haar in zwei langen Flechten von dem schlichten Scheitel herabfloß. Ich schlief die Nacht merkwürdig unruhig. Plötzlich fuhr ich erschreckt hoch. Durch das Glasfenster der Tür fiel ein Lichtschein aus dem Herrenzimmer. In einem Satz war ich aus dem Bett und dort. Wer hatte jetzt um halb drei Uhr etwas da zu suchen? Ich prallte zurück. Die schlanke Gestalt dort am Bücherschrank, die, das Gesicht nach mir umwendend, ein Buch in der Hand hielt, war — Elisa. „Habe ich dich geweckt, Tante? Und ich dachte doch, ich habe so leise getan?"

„Ja doch, Kind, ja, ich war ja wach. Aber was um Gottes willen machst du denn jetzt in der Nacht am Bücherschrank?"

Ich sah, daß sie errötete, als sie das Gesicht wieder suchend zu den Regalen neigte. „Ich kann da über eine Stelle in Doktor Stockmars Vortrag gar nicht klar werden, und da möchte ich mal — ihr habt doch Nietzsche, Tante?"

Ich schickte sie streng zu Bett und tat sehr böse. Ich hatte ihr zu viel zu sagen, deshalb sagte ich ihr gar nichts und schalt nur darüber, daß sie sich und anderen die Nachtruhe raube.

Meine nächtliche Unruhe mußte eine böse Ahnung gewesen sein. Hatte sich mein Schützling erkältet, hatte er seelisch mehr durchgemacht, als er uns hatte ahnen lassen — genug, als ich aufgestanden war, empfing mich gleich die böse Nachricht, daß sich unser Gast sehr schlecht fühle. Die kaum überstandene Krankheit, von der er sich bei uns in der Landluft hatte erholen sollen, wiederholte sich. Böse Wochen folgten für ihn und uns. In der Zeit lernte ich Elisa erst ganz kennen. Was mir das Kind gewesen ist, wie umsichtig, fleißig, opferfreudig sie jede wirtschaftliche Arbeit auf sich nahm — zum Unglück hatte ich auch gerade noch Pech mit meinen Leuten —, wie durchdacht, ja, erfinderisch sie für den Kranken sorgte, die Kost für ihn nicht nur zubereitete, sondern pikante Zusammenstellungen direkt erfand, um seinen schwachen Appetit anzureizen — ich kam nicht heraus aus dem Staunen und der Rührung. Es tat mir so leid, daß das zarte Kind selber schmaler und schmaler wurde bei der anstrengenden Arbeit — die Mädchen waren ja auch zur Erholung hier —, aber ich konnte ihr nicht helfen. Es war unmöglich für mich, all die Pflichten allein zu erfüllen. Sie hätte das ja auch nie zugegeben. Von Mizzi war gar nichts zu haben. Der Doktor, dem sie so viel Zeit gewidmet hatte, fehlte nun zwar, aber sie mußte sich doch fortwährend unterhalten. Ihre frohe Laune hatte den Rentmeister und den Inspektor längst aus ihrer schüchternen Reserve herausgeholt. Die beiden vernachlässigten ihre Pflicht, so wohlgelaunt waren sie, so ganz und gar dem lustigen kleinen Fräulein, das sich so stark von ihnen den Hof machen ließ, zu Diensten. Mir gefiel der Ton durchaus nicht, der jetzt zwischen den dreien da vorn herrschte, die amüsierten sich ein wenig gar zu gut. Es waren zwei getrennte Welten, die laute Vergnügtheit da vorn und unsere arbeitsschwere Versorgtheit in den hinteren Räumen. Unser kleines Dienstmädchen, die Pauline, wollte auch durchaus da vorn bedienen bei dem „lustigen Fräulein" und den beiden Herren, die immer solche Späße machten. Wenn es ging, drückte sie sich aus unserer trübseligen Krankenstube und huschte nach vorn. Elisa harrte treu bei mir aus. Sie opferte sich für meinen Haushalt und den Kranken. Nur wenn ich sagte: „Elisa, geh doch selbst einmal zu ihm und bring ihm das", schüttelte sie den Kopf und wurde rot. Ich ehrte ihre schweigsamen Gefühle. Die roten Rosen, die jeden Tag frisch auf seinem Nachttisch standen und die er immer so still lächelnd betrachtete, sprachen ja für sie, und er schien diese Sprache zu verstehen. Manchmal hatte er die Rosen zerblättert und wühlte in der duftigen Masse auf seiner Bettdecke.

Und was wir uns erkämpft und erfleht in schweren, schweren Stunden — es kam. Dr. Wilhelm konnte wieder das Bett verlassen. Nie werde ich Elisas Gesicht vergessen, als er zum erstenmal wieder unser Wohnzimmer betrat. Sie sah elender aus als der Patient, bis in die festgeschlossenen Lippen bleich vor Erregung. Das stach merkwürdig ab neben Mizzis landgebräunten, strotzend roten Wangen.

„Tante, wieviel ist die eine älter als die andere?"

Ich mußte lächeln, als er mir heute genau dieselbe Frage stellte wie am Anfang, als wir allein waren.

„Ein Jahr," antwortete ich.

„Unglaublich," meinte er. „Die Ältere wirkt um mindestens zehn Jahre älter. Heute kam sie mir direkt verblüht vor neben Mizzi, diesem Bild strahlendster Jugend."

Ich sah ihn starr, erschreckt an.

„Die eine heißt Elisa, die andere Mizzi," fuhr er gedankenvoll fort. „Zu komisch, wie die Namen auf beide passen! Elisa, das klingt so steif, so ernst, so freudlos; Mizzi, da liegt all die drollige Schalkheit, all die sonnige Kindlichkeit dieses aufheiternden Wesens darin. Tante, soll ich dir sagen, wer mich gesund gepflegt hat? wer mich durch seine tägliche Teilnahme so dankbar, so glückselig gestimmt hat, daß ich durchaus, durchaus leben wollte? — du hast mich so gepflegt, Tantchen, Gott lohne es dir tausendmal. Ein Schuft will ich sein, wenn ich dir das je vergesse — aber gesund gemacht, gesund gemacht hast du mich nicht."

„Nein, nein, nicht ich," schrie ich, jubelte ich in all das Feuer seiner Rede hinein. Jetzt mußte, mußte ja der geliebte Name kommen trotz seiner langen, fürchterlichen Vorrede, die ich mißverstanden haben mußte — Elisa hatte ihn ja gepflegt, bis zur eigenen Erschöpfung gepflegt, als Mizzi mit den beiden Herren da vorn bis zur Grenze des Erlaubten poussiert hatte; Elisa hatte —

„Gesund gemacht hat mich — Mizzi."

„Mizzi —?"

„Nicht ein Tag ist vergangen, ohne daß ein Lebenszeichen von diesem anhänglichen kleinen Wesen in meine Einsamkeit geschneit kam. Mit dem Suchen in den Rosen nach ihrem sinnigen Morgengruß vergingen die endlosen Schmerzensstunden. Er hat es mir nicht leicht gemacht, der kleine Racker. Oft mußte ich all die schönen Rosen darum zerzupfen."

Die Rosen — waren — von — Mizzi — gewesen? Sie hatte — Zeit — gehabt? Und wie? — Ach so, Pauline! Sie ging ja durchs Feuer für das „lustige Fräulein", das so „gar nicht stolz" war. Sie hatte den Liebesboten gemacht.

„Ihre treue Sorge um mich“ — ach so, der Schwärmer dort himmelte ja weiter — „hat mich täglich von neuem tief gerührt, und wie ich sie heute vor mir sah, strahlend frisch, sonnig jugendlich, wie ihr die Freude aus den Augen lachte — weißt du, die andere, die Elisa, könnte einem direkt leid tun, na, der Eiszapfen fühlt ja nichts —“

Ich griff den Ereignissen vor, ich wartete die Entwicklung des Kommenden wenigstens auf unserem Grund und Boden nicht mehr ab. Eine Ausrede war schnell gefunden, ich schickte unsere drei Gäste nach Hause.

Der telegraphischen Nachricht von Mizzis und Wilhelms Verlobung folgte ein Brief meiner Schwester, aus dem bei aller Freude über die „gute Partie“, die Mizzi machte, eine leise Mißstimmung, ein schwacher Vorwurf gegen mich klang. Nachdem sie eine Weile von dem himmelstürmenden Glück des jungen Paares geschwärmt hatte, schrieb sie: „Und nun zu Elisa, dem ewigen Sorgenkind. Bei dem Mädchen schlägt aber doch auch nichts an, noch nicht einmal eure gute Luft und die kräftige Landkost. Sie sieht erbärmlich aus und ist stiller als je. Wilhelm mokiert sich auch schon über sie und nennt sie ‚das steinerne Schweigen‘.“

Und auf dem geschlossenen Brief standen noch einige Worte von Wilhelm, wie man sah, in großer Eile hingeworfen: „Tante, wir plantschen in Wonne! Verzeih den Ausdruck! Aber wie kann der Mensch sich vernünftig ausdrücken, wenn er das Glück hat, solch ein Wesen zu besitzen? Tante, ich habe mein Ideal erreicht. Mehr als das, bei all der strahlenden, ansteckenden Heiterkeit, die meine Mizzi besitzt, ist sie schön, ernst und tief. Welch ein Unterschied zwischen den Schwestern! Bin ich nun ein Psychologe oder nicht?“

Ein neues Bronzegußverfahren.

Von Dr. Egbert Delpy. (Mit fünf Abbildungen.)

Mit dem Problem der Metallbearbeitung und insbesondere dem des Metallgusses hat sich die Menschheit merkwürdig früh, nachhaltig und zäh beschäftigt. Bis in die alterältesten Zeiten menschlicher Betätigung gehen diese Versuche zurück. Und gar die Entdeckung, daß aus der innigen Gemeinschaft von Kupfer und Zinn ein neues, wundervoll ansehnliches und schmiegsames neues Metall, die Bronze, gewonnen wird, liegt fast auf der Schwelle der Menschheitsentwicklung. Bereits der Urmensch hat sich sein primitives Bronzegerät gegossen. Gewaltige Zeiträume dehnen sich freilich zwischen diesen von der Not gezeugten Uranfängen und der planvollen Verwertung des Bronzegusses zu künstlerischen Zwecken, wie sie zuerst von den ostasiatischen Völkern aufgenommen und ausgebildet wurde. Die Entwicklung der Kunstbronze geht dann von China und Japan zur europäischen Antike und gipfelt in den Meistern der italienischen Renaissance. Was Ghiberti, Verrochio, Donatello, Benvenuto Cellini und anschließend noch französische Künstler geschaffen haben, stellte bis auf den heutigen Tag den Höhepunkt technischer Leistung auf dem Gebiete des Bronzegusses dar. So großartig das Erreichte erscheint, wenn man als unbeteiligter Genießer vor dem fertigen Kunstwerk verweilt — die Künstler selbst wußten ein Lied zu singen von den Mühseligkeiten des Gusses und mehr noch von dem Ärger, der ihnen die unvermeidliche Nacharbeit des Putzens und Glättens am gegossenen Werk verursachte. Da mußten die Öffnungen der Einflußrohre, der Luftröhren, der Gerüststützen ausgefüllt, die Gußnähte abgefeilt, das Ganze überarbeitet, geätzt, ziseliert werden, damit die Spuren der Gußtechnik dem künstlerischen Eindruck nicht Abbruch taten. Und gerade bei dieser Reinigungsarbeit, die zumeist von den Arbeitskräften der Gußhütte selbst besorgt wurde, ging dann so oft eben jene subtile, geträumte Feinheit der Gußfläche, jene feinnervige Beredsamkeit der Form, die der Künstler mit dem Aufwand seines ganzen Könnens in sein Modell gelegt hatte, zum guten Teil wieder verloren.



Diese immer wiederholte Enttäuschung war es, die einen temperamentvollen Künstler unserer Tage dazu trieb, sich selbst ans Werk zu machen und nicht eher zu ruhen, als bis ihm ein Verfahren glückte, das ihm den aus der Form ans Licht steigenden Bronzekörper als ein fertiges, tadelloses Spiegelbild seiner Künstlerabsicht überlieferte. Der schwedische Bildhauer Hugo Elmquist, der seit achtzehn Jahren in Florenz seinen Erfindungen nachging, hat in der Tat den Triumph, nach Jahren unendlich mühevollen Suchens dies hohe Ziel erreicht zu haben! Mit eigenen Händen hat er sich alle nötigen Werkzeuge, Materialien, Hilfsgerüste gefertigt und gebaut, hat einen neuen Schmelzherd und einen eigenartigen Gußofen konstruiert, der das Gelingen des Gusses von allen unkontrollierbaren Zufälligkeiten und Gefahren unabhängig machen soll. Jede Hilfsarbeit des komplizierten und anstrengenden Gußprozesses verrichtete er selbst, einzig unterstützt von seiner deutschen Gattin, die ihm ein nimmermüder Gehilfe und künstlerischer Mitarbeiter gewesen ist.



Das Entscheidende war, daß es Elmquist gelang,





nach ungezählten Versuchen ein weiches modellierbares Ausschmelzmaterial und dann eine besonders poröse, schmiegsame Formmasse zu finden, die alle Luft beim Einfließen der glühenden Metallmasse, ohne die Zuhilfenahme besonderer Abzugsöffnungen, durch ihre eigenen Poren entweichen läßt, und die, ohne in der Glut von 1200 Grad zu schrumpfen oder zu reißen, auch die feinsten Einzelheiten genau wiedergibt. Dieses wundervolle neue Material gestattet es nun dem Künstler, sich mit einer einzigen Eingußöffnung unter dem Fuß seines Kunstwerkes zu begnügen. Der Gegenstand kann also in einem einzigen Stück, frei von Nähten und Ansatzstellen, gegossen werden. Die Gußhaut behält, nicht mehr belästigt und beeinträchtigt durch putzende Hilfswerkzeuge, den ganzen Zauber ihrer ursprünglichen Beschaffenheit bei. Die Zusammensetzung dieser beiden für das neue Gußverfahren ausschlaggebenden Materialien, des Modellierwachses und der Formmasse, ist natürlich Elmquists Geheimnis. Desgleichen die Natur der künstlich beschleunigten Patina, die er, wiederum mit Hilfe eines eigenen Verfahrens, auf seinen Bronzen hervorzurufen weiß. Naturprozesse, wie sie bei den uralten ausgegrabenen Bronzen mit ihren einzigartigen Farbtönen am Werk waren, werden hier wiederholt, und man darf ruhig sagen: überboten. Hier sind Farbenwirkungen von einer Eigenart und Köstlichkeit hervorgezaubert, wie man sie sonst nur in edler Keramik zu sehen gewohnt war. Gesteigert aber durch den Grundcharakter der Bronze! Die Töne gehen vom Schwefelgelb bis zum Eisenschwarz, bald schimmert tiefes Grün, bald sattes Blau, bald warmes Rot, und dazwischen blitzt es auf von silbernen Kristallen. Da solch ein Farbenspiel für figürliche Darstellungen im Bronzeguß natürlich nicht in Frage kommen kann, so hat Elmquist zurückgegriffen zur alten Vasenform, auf deren glatten Flächen er den ganzen Reichtum verblüffender Farbkünste entfaltet. Sieht man diese farbigen Bronzen zum erstenmal, so traut man seinen Augen nicht.



Man nimmt sie in die Hand, dreht sie herum, erkennt den dünnwandigen, tadellosen Gußmantel und hört beim Klopfen den reinen, sonor nachschwingenden Glockenton, den nur der in sich völlig fehlerfreie, unberührte Gußkörper von sich gibt.

Um nun selbst dem Laien die absolute Fähigkeit des neuen Verfahrens: unbedingt genaue Wiedergabe ohne nachherige Ziselierung ganz einleuchtend und einwandfrei vor Augen zu führen, hat Elmquist zu einem ganz raffinierten Kunststück gegriffen. Er nahm kapriziös-zierliche Gebilde aus der Natur, deren haarfeine Einzelheiten kein Modellierwerkzeug zu bewältigen vermöchte, allerhand Blumenranken und kleines Getier: Skorpione, Käfer, Heupferdchen, legte sie auf sein Wachsmodell, imprägnierte sie mit seiner Modelliermasse, so daß sie einheitlich mit der Vasenform zu einem Ganzen verschmolzen, formte sie ab und goß sie ... Das seltsame Experiment glückte vollkommen. Die fertigen Bronzevasen gaben die Naturformen mit unerhörter Zartheit und Treue bis in das Letzte, Feinste hinein wieder. Jedes Fäserchen, jedes Äderchen an Blatt, Ranke, Flügeldecke, Leib steht da, als ob es die Natur selbst so dahingesetzt hätte! Die Fachleute schütteln ungläubig den Kopf vor diesen Dingen. Hier grenzt die Technik wirklich ans Unglaubwürdige. Und doch begreift man: wenn überhaupt, dann ist so etwas nur durch Guß, nicht durch Ziselieren zu bewältigen!

Alles in allem: das Elmquistsche Verfahren des von jeder Nacharbeit befreiten Bronzegusses ist der bedeutungsvollste technische Fortschritt, der auf diesem Gebiet seit den Zeiten der Renaissance-Meister gemacht wurde. Er wird nur dem Einzelkunstwerk zugute kommen und nicht der Massenproduktion, da diese Form des Wachsausschmelzverfahrens viel zu schwierig und kostbar für den Massenbetrieb sein dürfte. Wichtig wäre natürlich, daß die Technik des neuen Verfahrens nicht länger Geheimnis des Erfinders bleibt.

Das Altern.

Wir werden alt; ein Silberbleichen
Wie Rauhreif liegt im dunkeln Haar,
Und im Gesicht mit feinen Zeichen
Wird unsres Lebens Inschrift klar.

Sie wird nun manchem Auge künden
Das Leid, das wir der Welt verhüllt:
Ob Tugendlicht, ob Nacht der Sünden
Das Menschenherz zumeist erfüllt.

Mögt ihr getrost die Inschrift lesen,
Die uns gereift im Angesicht,
Mehr, als daß Menschen wir gewesen,
Sagt euch ihr ernster Inhalt nicht.

Auch Freudenschimmer wird sie schenken;
Denn viele Striche zart und fein
Grub in die Stirn ein schönes Denken
Und um den Mund das Lachen ein.

Hans Marshall.

Der fliegende Frosch.

Ein Kapitel vom lenkbaren Luftschiff in der Natur. Von Wilhelm Bölsche.

(Schluß.)

Das Insekt hat seine Amorettenflügelchen schließlich auch aktiv bewegen gelernt: jede gewöhnliche Fliege macht bereits an 300 eigene Schläge in der Sekunde damit. Das mußte zum Fortschritt auch des Flossenflügels also das nächste Problem sein. Im Grunde war's ja keine so sehr kühne Forderung grade hier, denn im Wasser war die Flosse doch bereits aktiver Zeppelinlenker gewesen. Trotzdem hat's der Fisch selber auf seiner Stufe nicht mehr gemacht; was man bei unseren fliegenden Fischen wohl für selbsttätigen Flügelschlag gehalten hat, hat sich immer wieder nur als das Zittern des Seewindes in den starren Platten erwiesen. Offenbar ist hierzu erst nötig gewesen, daß die Flosse selbst noch innerlich beweglicher, gelenkiger, handlicher ausgebaut wurde, das aber hat die Natur nun zunächst auf einem Wege erreicht, der mit dem Flug an sich nichts zu tun hatte. Das Wörtchen „handlich" führt auf die Spur: sie hat nämlich den Fisch auf das Land geworfen und seine Flossen in Arme und Beine mit Händen und Füßen verwandelt, indem sie ihn sozusagen zwang, mit seinem Unterseeboot zuerst einmal Automobil zu fahren. Im interessantesten Becken des neuen schönen Aquariums im Berliner Zoo sieht man kleine Fischchen (aus der Gattung Periophthalmus), Bewohner der tropischen Mangrovenküsten, die in possierlicher Weise aufs Land huschen und das Wurzelwerk der Uferbäume auf ihren gespreizten Brustflossen wie mit Stelzen bereiten. Das ist ein Nachbild noch aus dem alten Steinkohlenwald, wo die Natur das Amphibium schuf. Aus den Fischflossen, die sich so laufend und kletternd strapazierten, schuf sie ihm regelrechte Gliedmaßen, während sie gleichzeitig den alten Wasserballon, die Schwimmblase, die zum Autofahren da oben so wenig nütze war wie für den Luftflug, zur Lunge für Luftatmung sinnreich genug umbaute. Und erst als all das fertig war, wurde auch das Flugproblem wieder aufgenommen.

Wir sehen als solches Amphibium heute unseren kleinen fliegenden Froschprinzen von Borneo selbst. Als gehetztes Jagdwild oder selber als Insektenjäger oder überhaupt nur zum kürzesten Wegzweck verwertet er neu den Fallschirmflug aber bereits auf dem Lande; Hände und Füße hat er auch schon, wenn auch noch mit der Übergangsschwimmhaut; von der läßt er sich tragen. Wahrlich nahe genug aber läge diesmal, daß mit den kräftig beweglichen Strampelgliedmaßen nun auch wirklich hier ein eigenwilliges Zappeln und Steuern begönne über den passiven Schwebeflug hinaus. Und bei dem reichen Nutzen lenkbarer Luftschiffahrt grade über dem Lande (wir wissen doch selber im Augenblick ein Lied davon zu singen) würde man erwarten, daß aus solchen mehr oder minder froschhaft amphibischen Wesen damals alsbald eine Fülle lustiger Flieger erstanden wäre, die sich, immer mehr vervollkommnet, auf solchen lenkbaren Gliedmaßenaeroplanen durch alle Himmel tummelten. Dabei werden wir aber noch eine Neuerung voraussetzen. Unser Froschprinz fliegt „hinten und vorn", das heißt mit Hand und Fuß zugleich. Wir sahen aber den fliegenden Fisch schon die Brustflossen, also in diesem Sinne die späteren Arme und Hände, einseitig beim Fluge bevorzugen. Bei dem Landtier mußte sich das nun noch entschiedener als ratsam erweisen, indem der Flieger doch nicht, wie der Paradiesvogel der Sage, ewig flog, sondern dazwischen immer einmal wieder landete; dazu aber empfahl sich eine gewisse Arbeitsteilung, die nur ein Gliedmaßenpaar wirklich in die Flugmaschine zog, das andere dagegen zur Erdberührung entlastet hielt — und auch da ergab sich mit einfachster Logik, daß Arm und Hand der Maschine ausgeliefert wurden, während Bein und Fuß für Sitzen und Laufen in den Landungsintervallen reserviert blieben: Handflieger in allen Größen und Typen wird unsere Phantasie also suchen. In Wahrheit sind die Dinge aber jetzt keineswegs so weitergelaufen.

Die große Amphibienschöpfung der Natur, die es in Urweltstagen bis zu Wesen mit halb schon krokodilhaften Froschköpfen, aber in den Dimensionen von Pferden und Nilpferden, brachte, hat das Flugproblem tatsächlich nur in verschwindender kleiner Ausnahme kultiviert, und auch in der Folge, als die Entwicklung sich steigernd zu Reptil und Säugetier erhob, ist es, als habe in ihr irgendein grundlegendes Hemmnis entgegengearbeitet. Des Rätsels Lösung ist einfach — sie läßt sich in den kurzen Gegensatz fassen: der Flug des höheren Tieres unterhalb des Menschen, an die Hand angeschlossen, kam in Konflikt mit dieser Hand.

Kein äußeres Organ ist für das Landtier allgemein wichtiger, bedeutsamer, begehrenswerter, umworbener geworden als eben diese Hand. Ein ungeheurer Teil der Tiere hat sie, sobald sie gegeben war, reklamiert als absolut nötige Ergänzung des Fußes zu vierfüßigem Gang, wobei sie selber mehr oder minder fußhaft (als „Vorderfuß") mit einbezogen wurde. Wo das aber nicht eintrat, da erhielt sie vielfach erst recht wieder eine wichtigste und zur Höchstentwicklung entscheidende Arbeit und Gestalt, indem sie einfach zu dem jetzt herausgefeilt wurde, das

wir Menschen auch in ihr führen und ehren: zur greifenden, packenden Hand nämlich. Schon aus uraltem versteinertem Sumpfschlamm der sogenannten Perm- und Triasperiode kennen wir die eingedrückten Fährten urältester Amphibien von damals, die bereits regelrecht unsere Menschenhand mit dem entgegenstellbaren Daumen besaßen (Chirotherium, Handtier). In der Folge wurde dann diese Art Hand für alle Klettertiere unschätzbar. Gewisse nicht fliegende tropische Laubfrösche (Maki- oder Greiffrösche) greifen noch heute überaus geschickt mit ihren kleinen Händchen von Ast zu Ast. Ein brasilischer Laubfrosch, der Kolbenfuß, stellt damit selbsttätig sogar seine Kinderstuben her, kleine umwallte und ausgeglättete Tümpel am Sumpfrand für seine Kaulquappen. Für solche Brutpflege sind ja diese Frösche unerschöpflich in allerhand Kunstarbeit, wie denn sogar unser Flugfrosch selber mit seinen großen Flugpaddeln (allerdings den hinteren) handartig zwischen Blättern Schaum schlägt, in dem sich diesmal hoch auf dem Baum seine Eier zu solchen Kaulquappen auswachsen. Ob so, ob so, mußte diese Handbenutzung als solche aber der Flugverwertung selber entschieden widersprechen. Die Verlängerung und Versteifung der Finger rein zu Tragsparren im Fallschirm, die Konservierung der Schwimmhaut, die auch beim bewegten Aeroplan irgendwie Grundvoraussetzung blieb, bei schließlich dauernd wasserfernen Landtieren — das alles mußte die Hand, wo sie fliegen sollte, für alle andere Arbeit leidig ausschalten, und es mußte sich fragen, ob der Flug an sich solches Opfer wert war. Und so finden wir diesen Flug fortan keineswegs als ein überall freudig ergriffenes wahres Fortschrittsprinzip im ganzen, sondern nur als eine gelegentliche Begleiterscheinung in Gestalt schwieriger Konzessionen teils an die Hand, teils von der Hand.

Auf der urweltlich so unendlich gestaltenreich ausgebauten Entwicklungsstufe jenseits des froschhaften Amphibiums, bei dem eidechsenhaften Reptil, hat eine kleine Gruppe alter Saurier (die Flugfinger oder Pterodaktylen) einmal den Kompromiß so geschlossen, daß sie nur e i n e n Finger (den kleinen, der aber hier wie ein ungeheurer Säbel vergrößert wurde) dem Flugapparat auslieferte und von ihm die Flughaut äußerlich zur Taillenflanke spannte, während die übrige Hand mit freien Krallenfingern gerettet blieb. Da der Apparat hier wirklich schon selbsttätig bewegt werden konnte, entstand an sich ein recht hübscher Aeroplan, der im äußersten Falle Riesendrachen von über zwanzig Fuß Spannweite (bei allerdings überaus leichtem Körperbau) getragen hat. Immerhin ist diese tolle Gesellschaft schon vor Menschentagen völlig wieder ausgestorben, muß also doch etwas Mangelhaftes in ihrem Halb und Halb gehabt haben.

Man hat wiederholt vermutet, daß unsere Vögel von ihr abstammten, das ist aber unmöglich, denn hier liegt ein ganz anderer zweiter Versuch vor, der diesmal (einzig in seiner Art) die Hand zuletzt gänzlich aufopferte. Die Vögel gingen irgendwie allerdings auch in Urweltstagen von Reptilien aus. Die resolute Tat der Natur in ihnen war aber nach der einen Seite zunächst eine wirklich große Verbesserung der alten froschhaften Flughaut. Vom letzten Charakter als Schwimmhaut entkleidet, wurde sie größtenteils ganz neu hergestellt aus Hautanhängseln, die bei dem Reptil Schuppe gewesen waren, jetzt aber sich zu dem prachtvoll elastischen und zweckgerecht verschiebbaren Material der Federn vervollkommneten. Wie zum Entgelt dafür aber wurde diesmal die Hand im alten Sinne einfach zur Maschine kassiert und mit dem Arm zusammen ganz in den Flügel als Stützgebälk verbaut. Noch sieht man auf den Übergang bei dem berühmten Juravogel Archäopteryx, der eine Weile auch noch gleich jenen Flugdrachen drei bekrallte Greifzehen über den sonst schon vollendeten Federflügel hinausstreckt; nachher ist aber auch das als letzte Schlußzahlung bis auf winzigste Restspuren bei allen lebenden Vögeln mit darein gegeben worden. Diese Vögel wurden ja nun um solchen Preis, wie der Doktor Faustus, der seine Seele verkauft, prachtvolle Flieger. Aber im Wirbeltierstamm verpaßten sie den Anschluß, wie einst zu ihm im ganzen die Insekten. Sie blieben ein unfruchtbarer Seitenast, dem man an allen Ecken und Enden ansieht, wie er sich durch das einseitig Glückliche im vielseitig Entscheidenden dauernd gehemmt hatte. Ein Papagei ist in seiner Art gewiß ein kluger Kerl, und doch, wie mühsam muß er alles, was sonst die Hand tut, notdürftig mit Fuß und Schnabel als Surrogat ersetzen. Der Gesamtfortschritt ging damals am Vogel, der schließlich doch nur ein gefiedertes Reptil verewigte, vorbei zum Säugetier — und zu dessen Wesen hat es lange Jahrmillionen jetzt gehört, daß es ausgesprochen n i c h t flog, dafür aber seine besten und zentralsten Höhenformen (mit dem Gipfel in affenhaften Wesen) zu ausgesprochensten Handtieren machte. Neben ein paar ganz belanglosen kleinen Nebenexperimenten (z. B. im „fliegenden Eichhörnchen"), bei denen doch die Hand durchweg außerhalb der Flankenflughaut in gesunder Aktion blieb, hat vom Säugetier aus nur noch die Fledermaus, ein ganz altertümlicher früher Ursproß, ein einziges richtiges Flugexempel geliefert, bei dem doch eigentlich auch nur die Ausnahme das Glück der sonst gültigen Regel bestätigen konnte. Diese Fledermaus ging noch einmal fast auf den fliegenden Frosch selber zurück: sie steckte die Handfinger fast alle wieder wie Regenschirmstäbe durch die alte unbefiederte, schwimmhauthafte Flughaut, und indem sie zugleich kräftig bewegte, bewies sie noch einmal im späten Abendrot, was aus solchem Frosch zu machen war — aber auch nichts mehr; prinzipiell hat sie nicht einmal den Vogel erreicht.

So standen die Dinge, als der Mensch, dieses Wunder der aufgeschlagenen Geistesaugen, kam. Der lenkbare Tragflug ohne Ballon war erfunden gewesen, aber nur auf Kosten der Hand, und das hatte ihn an der entscheidenden Stelle wieder unwirksam gemacht. Die Hand hatte triumphiert über ihn, schließlich. Er hatte sie vergewaltigen wollen, und sie hatte sich als der Stärkere erwiesen. Es blieb doch nur eines übrig: nämlich daß die Hand selber ihn auf einer neuen Stufe rehabilitierte, indem sie ihn zuwege brachte, ohne sich dabei aufzugeben. Das war die zu leistende Tat des Menschen. Er ließ die Hand, wie sie war, lenkte sie aber vermöge seiner Intelligenz langsam zur Schöpfung des Werkzeugs. Mit ihm projizierte er in totes, außerkörperliches Material den Fallschirm, den Ballon selber, den Zeppelin, und brach damit den Bann, den die Natur so lange auf eine ursprünglich schon so glückliche Technik gelegt. Wallace, der den fliegenden Frosch entdeckt hat, hat als uralter Greis noch das Zeitalter unserer lenkbaren Luftschiffe mitgemacht — so drängt sich zuletzt die Weltgeschichte auf den engen Raum eines Menschenlebens.





Entwischt. Nach einem Gemälde von Eduard Heller.

Krankenbeobachtungen in der Familie.

Von Dr. Dittmar, Leipzig.

Vor einer Reihe von Jahren wurde an dieser Stelle einmal besprochen, wie man sich bei allerhand leichten äußeren Leiden selbst helfen könne, wie man kleine Wunden versorgen solle, auch, was man etwa bei einem Schwären alles zu tun und zu lassen habe. Der Zweck solcher Anweisungen liegt auf der Hand. Es mögen die meisten Menschen nicht bei jeder Kleinigkeit zum Arzte laufen, teils aus Bequemlichkeit, oft vielleicht auch aus Sparsamkeit. Und doch haben in der Heilkunde so oft kleine Ursachen große Wirkungen, unbedeutende Anfänge schlimme Ausgänge: entweder daß durch eine falsche Behandlung unausgleichbarer Schaden angerichtet wird oder aber daß Krankheiten verkannt werden und rasch einen bedrohlichen Charakter annehmen.

Das trifft nun für innere Leiden noch viel mehr zu. Bei den chirurgischen Erkrankungen sind die Veränderungen oder die für die Selbstbehandlung in Betracht kommenden Zustände wenigstens sichtbar und dem Urteil damit noch leichter zugänglich. Bei den innern sind oft unbestimmte Empfindungen im Spiele, Schmerzen, die im einen Falle ziemlich bedeutungslos sind und im andern dem Kundigen die wichtigsten Hinweise geben. Sehr häufig hat man sich auch für die Erkennung eines innern Leidens recht komplizierter Untersuchungsmethoden und vor allem gewisser Instrumente zu bedienen, deren Anwendung eben erlernt sein muß.

Und doch braucht auch auf diesem schwierigen Gebiete nicht alles dem Arzte vorbehalten zu bleiben. Die Mitwirkung des Pflegers namentlich als Beobachter des Kranken ist in vielen Fällen unersetzlich, und auch ein Instrument gibt es, das in der Hand jedes nicht zu Ungeschickten ganz Hervorragendes leistet: das ist das Fieberthermometer.

Es wird oft gefragt, wie hoch eigentlich die normale Blutwärme des Menschen sei. Das ist nicht mit einem Worte zu sagen. Ganz gesunde Erwachsene haben des Morgens nicht viel über 36 Grad Celsius und am Abend nur wenige Zehntel mehr. In der Mundhöhle mißt man immer drei und im Darme sechs Zehntel darüber. Findet man einmal früh 37 oder abends 37,5 so braucht nicht immer gleich etwas Besonderes los zu sein; ein bißchen Schnupfen oder eine kleine Magenverstimmung, an die man im Augenblicke gar nicht denkt, kann solche geringe Steigerungen veranlassen. Man soll aber anderseits auch bedenken, daß Temperaturen über 37 immer wieder gemessen, dem kundigen Arzte oft den Verdacht auf die Entwicklung eines chronischen Leidens, z. B. einer Tuberkulose erwecken, zumal wenn andre Zeichen, wie Abmagerung, hartnäckiger Husten usw. gleichzeitig bestehen. Eine etwas höhere Blutwärme am Abend hat im allgemeinen geringere Bedeutung als am Morgen. Fühlt sich jemand nicht wohl, und hat er früh 37,5, eine Temperatur, die doch die meisten noch für ganz normal halten werden, so kann er mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß er am Abend 38,5 oder gar 39 hat. Bei Kindern ist die Körperwärme labiler. Eine leichte Rötung des Rachens macht schnell einmal, vergleichbar einem Strohfeuer, 39 und mehr schon am frühen Morgen, und am Abend kann alles bereits wieder gut sein. Man braucht also deshalb nicht gleich Angst zu haben.

Bei Erwachsenen wird meist in der Achselhöhle gemessen. Man beachte nur vorher bei dem Maximalthermometer,

die jetzt meist in Gebrauch sind, die Quecksilbersäule zurückzuschleudern (ohne dabei das Instrument zu zerschlagen!). Dann darf man auch nie Kleidungsstücke mit einklemmen oder den Quecksilberteil so tief einführen, daß er hinten herausschaut. So wird man immer falsche Temparaturen bekommen.

Der letztgenannte Fehler wird sicher vermieden durch Messungen im Munde, die sehr zu empfehlen sind. Freilich muß dazu jeder aus hygienischen Gründen sein eignes Thermometer haben. Man kommt dabei auch mit fünf Minuten aus, während man in der Achselhöhle zehn braucht. Kleinere Kinder werden am besten im Darme gemessen, und zwar in Rückenlage, wobei man nur die Beine fest gegen den Leib drücken und so jeden Widerstand ersticken muß.

Die Schlüsse, die man aus einer gesteigerten Temperatur ziehen kann, sind schon für den Laien oft nicht unerheblich. Für den ankommenden Arzt ist es aber besonders wertvoll, wenn bereits einige Messungen vorliegen. Man schreibe alle Ergebnisse immer sofort auf, um sie später zu einer „Fieberkurve" zu verarbeiten, die die Übersicht außerordentlich erleichtert.

Der normale Puls des Erwachsenen schlägt 60- bis 76mal in der Minute, bei Kindern desto schneller, je jünger sie sind. Sehr viel kommt dabei an auf den Gemütszustand, auf die Tätigkeit, ob der Magen voll oder leer ist usw. Im Fieber geht der Puls in die Höhe und zwar ungefähr um 8 bis 10 Schläge mit einem vollen Grad Celsius. Ein Puls von über 120 ist bei fieberhaften Krankheiten stets ein bedenkliches Zeichen wenigstens bei Erwachsenen, während er bei Kindern unter diesen Verhältnissen rasch einmal auf 140 oder 160 steigt. Große Gefahr ist im Verzuge, wenn eine sehr hohe Körperwärme plötzlich heruntergeht und die Pulszahl trotzdem hoch bleibt.

Man begegnet oft der Ansicht, der ruhige Herzschlag sei ein Zeichen von Schwäche. Grade das Gegenteil ist richtig: das normal arbeitende Herz preßt durch langsame, kräftige Schläge seinen Inhalt, das Blut, vollkommen aus und in den Körper hinein, während das erlahmte in flatternder Tätigkeit durch häufigere Zusammenziehungen seine Arbeit zu bewältigen sucht. Man nehme einmal, um sich diese Dinge klarzumachen, einen Schwamm, der mit Wasser ganz durchtränkt ist, und drücke ihn einmal kräftig aus; die Flüssigkeit wird sich viel gründlicher entfernen lassen, als wenn man zehnmal einen schwachen Druck ausübt. Die andern Qualitäten des Pulses außer der Schlagfolge sind für den Nichtarzt schwerer zu beurteilen, so die Fülle, die Spannung und die Regelmäßigkeit.

Vielleicht das Allerwichtigste, was eine Mutter auf dem Gebiete der Krankenbeobachtung lernen sollte, ja lernen muß und auch lernen kann, ist die Besichtigung der Mandelgegend bei den Kindern. Es kommt ja hierbei nicht darauf an, zu sehen, ob was Besondres vorliegt, sondern nur ob überhaupt etwas nicht stimmt, also nicht etwa die sogenannte „Differentialdiagnose" zwischen einer Mandelentzündung mit Belag und Diphtheritis zu stellen, vielmehr allein, ob etwa eine Rötung oder etwas anderes Verdächtiges vorhanden ist. Die Feststellung einer Diphtherie kann selbst für den Arzt große Schwierigkeiten machen, ja manchmal nur auf bakteriologischem Wege möglich sein. Aber das ist leicht zu sagen, ob es im Halse bei einem Krankheitsfalle noch so aussieht wie in gesunden Tagen. Ist das nicht der Fall, so muß auf alle Fälle der Rat eines Arztes unverzüglich eingeholt werden; denn gerade bei einer Halserkrankung kann man durch die Versäumnis von nur einem Tage unausgleichbaren Schaden anrichten.

Und wie bringt man sich nun die Organe des Rachens zur Anschauung? Zunächst muß ein passender Löffel beschafft werden. Es braucht kein silberner zu sein, er soll nur keine Spitze haben und muß recht fest sein. Ein schwacher Theelöffel biegt sich sofort und drückt nur eine Rinne in die Zunge. Dann sorgt man für passende Beleuchtung — natürliches oder künstliches Licht muß in den Mund hineinfallen —, und nun mit einem festen Griff den Löffel tief in den Mund gesteckt und die Zunge niedergedrückt! Noch ehe das Kind anfängt zu schreien, muß schon alles besorgt sein und zwar ohne Schmerzen! Durch tiefes Eingehen wird der Würgreflex ausgelöst, die ganzen Gebilde des weichen Gaumens treten einem näher, die Mandeln kommen teilweise aus ihren Taschen heraus, und durch einige Übung kann mit einem Blicke alles übersehen werden.

Ist ein Kind widerspenstig und hält den Mund fest zu, so kann man es durch Zuhalten der Nase wohl meist leicht zum Schreien bringen und damit zum Öffnen des Mundes. Die ganze Prozedur, die zehnmal schneller besorgt ist, als dies gelesen werden kann, muß freilich in gesunden Tagen fleißig geübt werden. Da soll man erst einmal sehen lernen, wie die Rachenorgane normalerweise ausschauen; denn wer das nicht weiß, der wird auch kaum zu beurteilen vermögen, ob etwas Krankhaftes vorliegt.

Es erfordert eine große ärztliche Erfahrung, von einem Belage ohne weiteres zu sagen, ob er diphtheritisch ist oder nicht. Und doch kommt so viel darauf an. Deshalb sind für die Fälle, die selbst dem Arzte Zweifel geben, in den Großstädten jetzt wohl fast allgemein bakteriologische Stationen eingerichtet, die die Untersuchung verdächtigen Materials vornehmen und die schon nach wenigen Stunden, wenn die sofort angelegte „Kultur" aufgegangen ist, Bescheid geben.

In der Einspritzung mit dem sogenannten Heilserum haben wir dann ein Mittel, das, am ersten Tage angewandt, die Krankheit mit einiger Sicherheit unterbricht und ungefährlich macht; am zweiten Tage sind die Erfolge auch noch gut, werden aber dann rasch immer schlechter. Es ist ja nun nicht gesagt, daß die Diphtherie nicht auch ohne Serum heilen könne. Wer will aber heute die Verantwortung übernehmen für einen schlimmen Ausgang bei einem nicht gespritzten Kinde, da es unumstößlich erwiesen ist, daß die Krankheit ganz unverhältnismäßig größere Opfer fordert unter den nicht spezifisch behandelten.

Von wirklich unmaßgeblichen und unverantwortlichen Leuten ist viel von einer Schädigung des Herzens durch das Serum gesprochen worden. Hierbei werden aber die Tatsachen bewußt oder aus Unkenntnis verdreht. Das Diphtheriegift greift mit ganz besondrer Vorliebe den Herzmuskel an, und es war eine Schädigung sicher schon im Gange, als die Einspritzung erfolgte, wenn trotz dieser doch einmal etwas passierte.

Die Krankheitszeichen, die die Diphtherie macht, sind durchaus nicht eindeutig. Trotz schwerer Beläge klagen manche Kinder überhaupt nicht über den Hals. Manche mögen auch vielleicht einen leichten Schmerz verheimlichen, um sich der lästigen Besichtigung des Mundes zu entziehen. Ein Eindruck von schwer Kranken machen aber doch die meisten, wobei das Fieber gar nicht hoch zu sein braucht. Daher kann der Rat nicht oft genug wiederholt werden: Bei jedem Unwohlsein eines Kindes nie versäumen, den Hals zu untersuchen! (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Zusammensetzrätsel.

Such' dir den hurtigen Gesellen,
Der jugendfrisch mit leichten, schnellen
Und lust'gen Sprüngen abwärts eilt
Und nirgends lange Zeit verweilt.
Ein großes Viereck häng' ihm an,
Bekannt dem braven Bauersmann.
Schick' einen Seufzer hinterdrein,
Dann wird die Stadt entstanden sein,
Die malerisch am Strome liegt
Und sich an grüne Hügel schmiegt. N. A.-N.

Scharade.

Die erste ist allüberall beliebt,
Wenn Antwort sie auf eine Bitte gibt.

So schnell wie der Gedanke ist die zwei,
Was drin du ausführst, stets zum Heil dir sei.

Ein Bild man von der dritten erst erhält,
Wenn durch Vermessung sie wird festgestellt.

In unserm Ganzen man das erste Glied
Von einer Dutzendschar erscheinen sieht. P. S.

Besuchskartenrätsel.

Erich Raiter-Leman
Kiel

Was ist der Herr?

Logogriph.

Ein Knabe nur, doch mächtiger als Männer,
Lenkt er die Herzen und besiegt die Welt.
Ein Zeichen stell' voran, und aus dem Kinde
Wird wahrlich nun ein Halbgott und ein Held.
Raubst diesem du ein einzig Zeichen nur,
Ist einer Jungfrau Name dir erklungen,
Die einst der Liebe höchstes Leid erfuhr.
Von Dichtermund ward ihr Geschick besungen.
M. G.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Im Elsaß nennt man so die Fräulein Lehrerin,
Und Schiller nennt auch so Luise Millerin.
Kaum hat das Fräulein Hut und Schuhe abgezogen
(den ersten und den letzten Buchstaben entfernt),
Ist es im Flügelkleid zum Walde hingeflogen.

Auflösungen der Rätsel in Heft 14.

Magisches Quadrat:

209	250	201	242	193	234	185	226	177
178	210	251	202	243	194	235	186	218
219	179	211	252	203	244	195	227	187
188	220	180	212	253	204	236	196	228
229	189	221	181	213	245	205	237	197
198	230	190	222	173	214	246	206	238
239	199	231	182	223	174	215	247	207
208	240	191	232	183	224	175	216	248
249	200	241	192	233	184	225	176	217

Steigerungsrätsel: frei, Freier.

Stufenrätsel:



Anagramm: Schute, Tusche.

Logogriph: Bohne, Bonne.

Schach. Redigiert von J. Mieses.

Zweite Partie des Wettkampfes Lasker–Tarrasch; gespielt zu Berlin am 28. und 29. November 1916.

Französische Eröffnung.

Dr. Lasker.	Dr. Tarrasch.
Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e6
2. d2–d4	d7–d5
3. Sb1–c3	Sg8–f6
4. Lc1–g5	Lf8–b4
5. f2–f3	. . .

Diese Spielweise ist neu, aber von zweifelhaftem Werte.

5. . . .	h7–h6
6. Lg5×f6	Dd8×f6
7. Sg1–e2	d5×e4
8. f3×e4	e6–e5!

Der richtige Zug: Schwarz erlangt damit das etwas bessere Spiel.

9. a2–a3	Lb4×c3+
10. b2×c3	Lc8–g4
11. Dd1–d3	0–0
12. h2–h3	Lg4×e2

Auch 12. . . ., Lg4–d7 kommt hier in Betracht. Weiß bleibt dann in seiner Entwicklung etwas behindert.

13. Lf1×e2	Sb8–c6
14. Tb1–f1	Df6–h4+
15. g2–g3	. . .

Weiß will den h-Bauern aufgeben, um auf der offenen h-Linie einen Angriff zu erlangen.

15. . . .	Dh4–e7

Schwarz lehnt das Opferangebot mit Recht ab, denn seine Stellung ist die etwas bessere, und er hat es daher nicht nötig, dem Gegner eine Chance zu geben.

16. d4–d5	Sc6–b8
17. Dd3–e3	Sb8–d7
18. c3–c4	De7–c5
19. De3×c5	. . .

Anstatt selbst zu tauschen, könnte Weiß hier Ke1–f2 ziehen.

19. . . .	Sd7×c5
20. Le2–d3	Ta8–d8
21. Ke1–d2	Td8–d6
22. Kd2–e3	g7–g6
23. g3–g4	Kg8–g7
24. Ta1–b1	Td6–f6
25. Tb1–b5	b7–b6

Etwas besser ist der sofortige Abtausch auf f1.

26. Tb5–b1	Tf6×f1
27. Tb1×f1	Tf8–d8
28. h3–h4	Td8–d6
29. g4–g5	h6×g5
30. h4×g5	f7–f6
31. Tf1–g1	f6×g5
32. Tg1×g5	

Stellung nach dem 32. Zuge von Weiß.

32. . . .	Sc5–d7?

Durch diesen Fehler bringt sich Schwarz um die Früchte seines bisherigen vortrefflichen Spiels. Weiß bekommt nun Gelegenheit zu einem chancenreichen Gegenunternehmen. Die richtige, wahrscheinlich für Schwarz zum Gewinn führende Behandlungsweise des Endspiels besteht darin, zunächst Kg7–f6 zu ziehen, und später den König nach dem Damenflügel hinüberzuspielen, so daß er eventuell den a-Bauern zu erobern droht. Da dann auch noch der freie g-Bauer gefährlich wird, so dürfte sich Weiß auf die Dauer nicht halten können.

Nach dem Textzuge kann Schwarz höchstens noch ein Remis erreichen.

33. c4–c5!	b6×c5
34. Ld3–b5	Kg7–f6
35. Tg5–g1	Sd7–f8

Besser wäre Sd7–b6.

36. a3–a4!	. . .

Lasker spielt den Schluß der Partie in seinem besten Stile.

36. . . .	Td6–b6
37. Ke3–d3	Sf8–h7?

Hier mußte unbedingt a7–a6 nebst Tb6–b4 geschehen, was wohl zum Remis ausgereicht hätte.

38. Kd3–c4	Sh7–g5
39. a4–a5	Tb6–d6
40. Tg1–g4	Sg5–f7
41. Kc4×c5	g6–g5
42. Tg4–g1	Sf7–h6
43. Lb5–e2!	Kf6–g6
44. c2–b4	Sh6–g8
45. Le2–g4!	Sg8–e7
46. Lg4–e6	Td6–a6
47. Kc5–b5	Ta6–d6
48. Tg1–b1	a7–a6
49. Kb5–c5	Td6×e6

Ein Verzweiflungsopfer.

50. d5×e6	g5–g4
51. Tb1–f1!	Kg6–h5
52. Tf1–f7	g4–g3
53. Tf7×e7	Schwarz gibt auf.

Für Küche und Haus

Sauerkrautgerichte. Der Speisezettel steht jetzt vielfach im Zeichen des Sauerkrautes. Unseren Hausfrauen dürfte daher vielleicht damit gedient sein, noch einige weniger bekannte Sauerkrautgerichte kennenzulernen. Das einfachste ist das in Posen und Oberschlesien gut bekannte Sauerkraut-Heringsessen. Das Sauerkraut wird gut ausgedrückt und aufs Feuer gebracht. Nachdem es gar ist, schneidet man Zwiebeln und einen Hering recht klein und mengt beides unter das Sauerkraut. Das Gericht wird mit Kartoffeln gegeben.

Champagner-Sauerkraut ist recht schmackhaft. Es wird aus dem Faß genommen, gut ausgedrückt und in einen irdenen Topf getan. Man würzt es mit etwas Salz, ein wenig Pfeffer und Estragon. Dann wird ein säuerlicher Apfel in Scheiben geschnitten und zwischen das Kraut gemengt. Nun stellt man das Kraut auf das Feuer, gießt eine Flasche Selterwasser darüber und läßt diese unter langsamem Kochen in das Kraut eindünsten. Ist das Kraut weich, so wird es zu Tisch gegeben, und allgemein wird die Ansicht herrschen, daß das Sauerkraut vollständig in Champagner weich gekocht wurde.

Auch Sauerkraut mit Fisch in der Form gebacken wird allen vorzüglich munden. Zu diesem Zweck wird irgendein Fisch, nachdem er vorher in Salzwasser weich gekocht wurde, von seinen Gräten gelöst und in kleine, etwa nußgroße Stücke zerlegt. Inzwischen hat man Sauerkraut weichgekocht, gewürzt und, wenn möglich, ein Weinglas voll Weißwein dazu gegossen. In eine ausgefettete Form kommt nun eine Schicht Sauerkraut, darauf kommen die Fischstücke und obenauf abermals Sauerkraut. Über das Ganze wird eine Tasse Milch gegossen, dann schiebt man die Form in den Backofen und läßt das Gericht bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde lang backen, um es dann, recht heiß, auf den Tisch zu bringen.

Sauerkrauteierkuchen erfreuen sich ebenfalls großer Beliebtheit. Man rührt einen ungesüßten Eierkuchenteig. Es genügt vollkommen, dazu all die Ersatzstoffe zu verwenden, oder sogar den in Beuteln erhältlichen Eierkuchenteig zu kaufen. Man bäckt sie in der Pfanne. Als Füllung kommt das vorher zubereitete Sauerkraut hinein. Es wird gut ausgedrückt, mit etwas Butter oder Speck gekocht und stark gepfeffert. Dann werden die gerollten Eierkuchen in einer Pfanne gebacken oder aber man läßt, falls keine Butter vorhanden ist, von dem Eierkuchenteig etwas zurück, quirlt ihn dünn als Tunke an und gießt ihn über die Eierkuchen, die dann in einer flachen Schüssel auf den Tisch gebracht werden.









In der Etappe.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht ein Landstürmer, ohne die vorgeschriebene Ehrenbezeigung zu erweisen, an einem Stabszahlmeister vorüber. Der letztere dreht sich herum und stellt den Landsturmmann deswegen zur Rede: „Sie kennen wohl keinen Stabszahlmeister, wie?“ Worauf der Landstürmer nach kurzem Nachdenken treuherzig mit der Gegenfrage antwortet: „Wie soll er 'n heeßen?“

Ein Musikfreund.

Sarah spielt auf dem neuen Konzertflügel, den sie zu Weihnachten bekommen hat, und singt dazu das bekannte Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt'.“ Der Vater, der gerade dazu kommt, unterbricht den Gesang mit den Worten: „Hör' mer auf, Sarah, hör' mer auf. Mir is schon der ane Flügel zuviel!“

Seine Logik.

„Fritzchen, du mußt die Katze nicht immer am Schwanze ziehn!“

„Ich ziehe ja gar nicht, Mutter, ich halte nur ihren Schwanz. Das Ziehen tut ja die Katze!“

Eisenbahnphilosophie.

„Der Tod ist wie ein Bummelzug. Daß er kommt, ist sicher. Aber kein Mensch weiß, wann!“



„Zwei Maß auf 'n mal? Wer hat denn bei euch so an fakrischen Durst?“

„Unser Vater, der aus'm Schützengraben heimkomma ist. ‚Bringst gleich zwoa‘, Franzl, hat er g'sagt. ‚Eins trink mer auf'n Frieden, und 's andere auf'n Feldzug, der wo nach den Friedensverhandlungen losgeht.‘“

Doppelsinnig.

„Nicht wahr, Heinrich, wenn wir verheiratet sind, bleibst du immer zu Hause, und ich singe und spiele dir etwas vor?!“

„Jawohl, liebe Auguste, ich habe mir ohnehin nie etwas aus Vergnügen gemacht!“

Bescheiden.

„Wie steht es denn bei euch mit dem Ungeziefer?“

„Danke, wir sind froh, wenn wir manchmal 'ne Laus finden.“

„Darüber seid ihr froh?“

„Na natürlich! Traurig sind wir bloß, wenn wir mehrere finden.“

Ausbildungszeit.

Feldwebel, zu einem kleinen Rekruten, der sich an den rechten Flügel stellt: „Sie da, der Kleine am rechten Flügel, nach der Größe muß man sich anstellen, nicht nach der Dummheit!“

Gegenfrage.

Professor: „Würden Sie es bezahlen können, wenn ich eine Operation für nötig hielte?“

Patient: „Würden Sie eine Operation für nötig halten, wenn ich nicht die Mittel dazu hätte?“

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

E. W. Während des Krieges werden die gesetzlichen Anmeldungstermine nicht mehr eingehalten. Sie tun deshalb am besten, sich so bald als möglich beim Provinzialschulkollegium zu melden, worauf Sie einer Ober-Realschule unter Angabe des nächsten Prüfungstermines zugewiesen werden dürften.

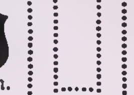
Frau Gerda B. Die Kriegsspende „Deutscher Frauendank", zu der sich fast alle deutschen Frauenverbände zusammengeschlossen hatten, hat bisher einen Betrag von 4 500 000 Mark ergeben. Der Ertrag ist dazu bestimmt, die Fürsorge für Hinterbliebene und für die Familien der Kriegsbeschädigten, insbesondere die Ausbildung der Kinder, zu erleichtern. Die Summe ist daher zur Hälfte der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, zur Hälfte der amtlichen bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge überwiesen. Innerhalb beider Organisationen werden die Mittel gemeinsam mit den an der Sammlung beteiligten für die Kriegsspende Deutscher Frauendank zusammengefaßten Frauenverbänden verwaltet. Dabei ist der Grundsatz maßgebend, daß 90 Prozent der an einem Ort gesammelten Mittel dort wieder verwendet werden können, während 10 Prozent einem Ausgleichsfonds zufließen, der für besonders unterstützungsbedürftige Landesteile bestimmt sein soll. Da in manchen Bundesstaaten und innerhalb ihrer in manchen Städten und Bezirken die Sammlung bis zum Friedensschluß vertagt worden ist, so wird sich der Gesamtbetrag noch erheblich erhöhen.

A. D. in der Provinz. Die Haushaltungsschule des Lette-Vereins in Berlin ist bereits in ihr neues Heim in der Neuen Ansbacherstraße 7 eingezogen. Es ist sehr erfreulich, daß der Ausbau dieser Abteilung des Lette-Hauses trotz des Krieges ausgeführt werden konnte, wird doch das Verlangen nach gründlicher wirtschaftlicher Ausbildung unserer Mädchen immer dringlicher. Der neue Bau bietet Raum für mehr als hundert interne Schülerinnen, und ist in vorbildlicher Weise eingerichtet. Auch der Kindergarten und die Räume für den Pflegerinnenkurs des Lette-Hauses sind bedeutend erweitert worden.



Ratgeber für Reise und Erholung

Kostenlose Auskünfte in allen Reise- u. Verkehrsangelegenheiten. ◆ Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser u. Gaststätten.



Bädernachrichten.

Bad-Nauheim. Die Winterkur, die sich im letzten Jahr sehr bewährt und viele Kurgäste herbeigeführt hat, steht auch in diesem Jahre allen denen zur Verfügung, die die Bad-Nauheimer Heilquellen wegen Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Rheumatismus, Gicht, Nerven- und Frauenleiden, sowie bei Verwundungen, Knochenbrüchen usw. aufsuchen und ihre Kur nicht bis zum Frühjahr oder Sommer aufschieben möchten. Die Badehäuser bleiben den ganzen Winter hindurch geöffnet, ebenso das Kurhaus, in dem täglich zweimal Konzerte und mehrmals wöchentlich Theatervorstellungen und andere Veranstaltungen stattfinden. Der Park und der herrliche Hochwald, der sich durch bequeme, trockene Wege auszeichnet, bieten Gelegenheit zu schönen Spaziergängen. Außerdem stehen zur Bewegung im Freien auch noch die langen, gut gedeckten Wandelhallen zur Verfügung. Die Kurabgabe ist für die Wintermonate ermäßigt. Für ausreichende, kurgemäße Verpflegung ist bestens Sorge getragen.

Bis zum 21. Dezember 1916 waren 34 298 Personen angekommen. Bäder wurden bis dahin 353 281 abgegeben.

Die Prospekte der einzelnen Wintersportorte sind bei uns erhältlich. Reiseauskünfte jeder Art werden gern erteilt.

Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig



In Zuschriften an die hier vertretenen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten nehmen Sie bitte auf Reclams Universum Bezug.

Zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern gegen Ausweisschein für die Universum-Abonnenten

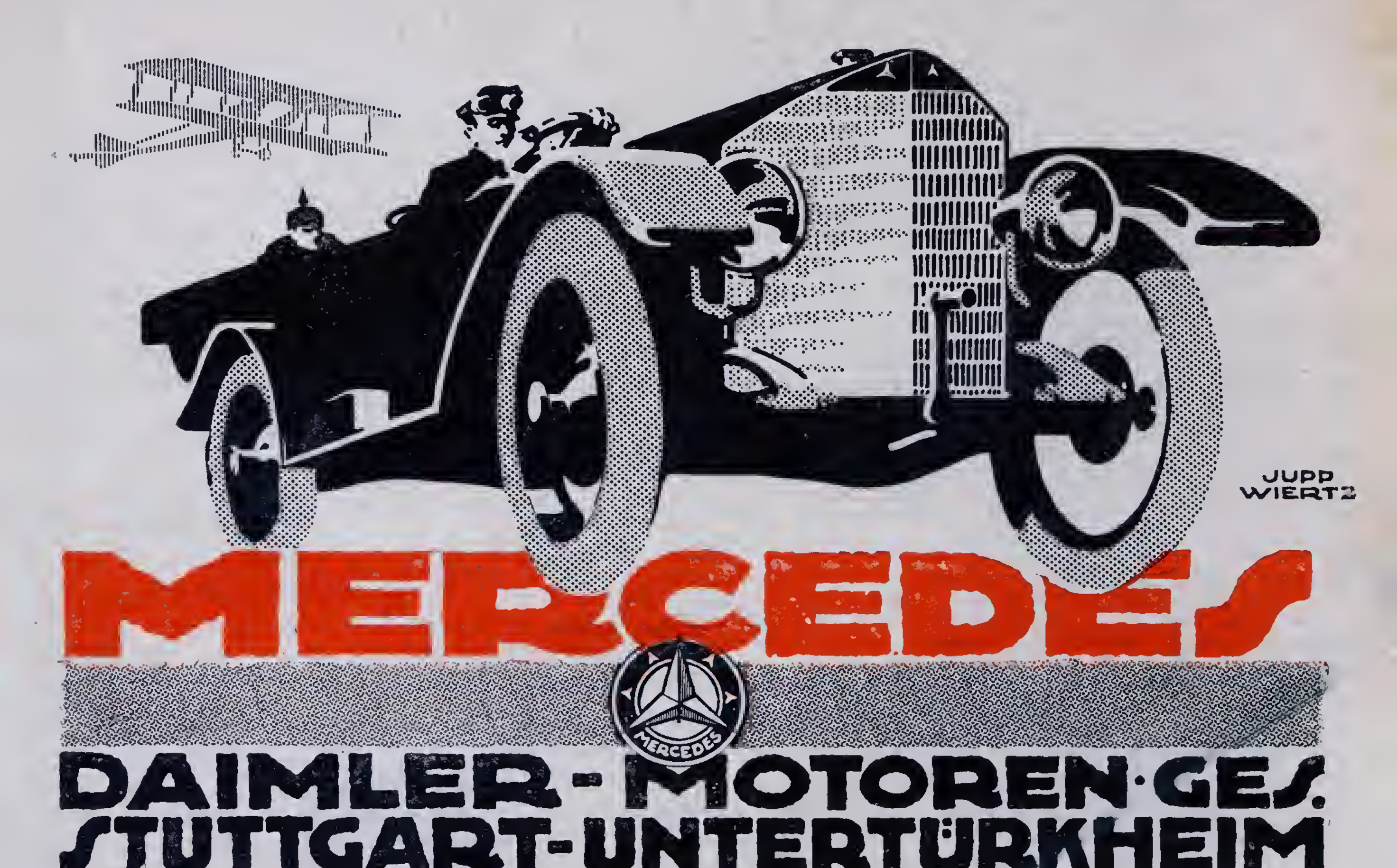
Der untenstehende Bücherzettel ist abzutrennen und in **offenem** mit der Aufschrift **„Bücherzettel"** versehenem Briefumschlag **für 3 Pf.** = 3 h = 5 cts. zu verschicken, wenn außer der Angabe der Buchtitel, der Unterschrift und genauen Adresse des Bestellers und der durch Unterstreichen des entsprechenden Vordruckes gegebenen Versandvorschrift **keinerlei schriftliche Bemerkungen** beigefügt werden. Die zugehörigen Ausweisscheine sind **gleichzeitig in besonderem Umschlag** mit Adressenangabe des Absenders, mit 3 Pf. frankiert, einzusenden. **Falls eine schriftliche Mitteilung oder für einen etwaigen Mehrbetrag der Bestellung Geld beigefügt wird,** muß der Bestellschein in geschlossenem Brief verschickt und mit 15 Pf. frankiert werden. **Die Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig.**

Beachtenswerte Mitteilungen

Abgelegte Prüfungen nach erfolgreichem Selbststudium. Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben, oder die zum Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin (Verlag von Bonnes & Hachfeld, Potsdam) nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Namentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaraufnahmeprüfung bestanden. Für Autodidakten können wir die mit großer Sachkenntnis verfaßten Werke wärmstens empfehlen. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist; nichts Überflüssiges, das Notwendige aber in vollem Umfange.

„Agfa"-Preisliste 1917. Die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin, ist auch während der Kriegszeit ihrer Gewohnheit treu geblieben, den Freunden der bekannten „Agfa"-Photoartikel zu Beginn des neuen Jahres durch Vermittlung der Photohändler Listen zur Verfügung zu stellen, die neben den derzeit gültigen Preisen in gedrängter Form Mitteilungen über das Wesen ihrer verschiedenen Erzeugnisse enthalten. Die uns vorliegende „Agfa"-Preisliste 1917 führt neben den in Photographenkreisen schon des längeren rühmlich bekannten „Agfa"-Plattenfabrikaten, worunter sich die „Chromo"-, „Isolar"- und „Isorapid"-Platten wegen ihrer hohen Farbenempfindlichkeit und Lichthoffreiheit in Verbindung mit bester Lichtempfindlichkeit besonderen Ansehens erfreuen, sowie den „Agfa"-Filmpacks, „Agfa"-Entwicklern, „Agfa"-Hilfsmitteln und „Agfa"-Blitzlichtartikeln, die neueren „Agfa"-Rollfilme und „Agfa"-Farbenplatten für Aufnahmen in natürlichen Farben auf. Von den letzteren haben die Rollfilme ihrer ausgezeichneten Filmqualität halber schnell großen Anklang gefunden. An einigen hübschen Bildern wird die Leistungsfähigkeit der „Agfa"-Artikel vor Augen geführt, deren großer Vorzug für den Verbraucher darin besteht, daß er sie in jeder Handlung vorrätig findet. Auf Wunsch sendet die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation die Liste auch kostenlos direkt an Interessenten.

Wenn die Tage kürzer werden, stellen sich quälende rheumatische Beschwerden ein. Sehr günstig beurteilt werden von den Ärzten Einreibungen mit Rheumasan, da sie oft sofort schmerzstillend wirken. Rheumasan ist eine überfettete, überraschend schmerzstillende und beruhigende Salizylsalbenseife, die von Dr. Reiß, Rheumasan- und Lenicetfabrik, Charlottenburg und Wien VII/2 herg'stellt wird. Rheumasan ist in allen Apotheken vorrätig.



Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

Romane beliebter Autoren

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Rose Breiten. Von Alexandra v. Bosse. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Die Geschichte einer aus leidenschaftlicher Liebe geschlossenen Ehe zwischen einem Italiener und einer Deutschen. Der Unterschied der Temperamente und der Lebensgewohnheiten, die im Volkscharakter begründeten starken Gegensätze zwischen den beiden Menschen führen unausbleiblich zu tragischen Konflikten, so daß der Tod der Heldin als eine Erlösung erscheint.

Ein Teil von jener Kraft. Von Hans Hauptmann. Geheftet 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Die Heldin des Romans ist eine stolze und geistvolle Frau, der Held ein Freund der Kunst und der Schönheit. Beide schließen sich zu einer platonischen Ehe zusammen, und auf ihrer Seelen tiefstem Grunde wächst langsam die Wunderblume empor, die die Menschen Liebe nennen. Sie füllt die beiden stolzen Menschen aus, und doch will keines dem andern seine Schwäche gestehen. Dieses Ringen ist mit einer feinen psychologischen Kunst geschildert.

Die Sünde der Väter. Von Else Höffer. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Else Höffer, ein junges, kraftvolles Talent, hat sich in dem Roman »Die Sünde der Väter« ein erschütterndes Problem gestellt und mit lebenswahrer Schilderungskunst durchgeführt. Man wird die Gestalten dieses eigenartigen Buches, die beiden Geschwister vor allem, die jugendfroh und voller Hoffnungen in das Leben treten und unter dem Fluch ihres Schicksals gebeugt und zerbrochen werden, nicht vergessen.

Drei aus einem Nest. Von M. Roda Roda. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Drei Schwestern schildert Roda Roda, die nach des Vaters Tode von ihrer Großmutter, einer alten Exzellenz, erzogen werden, weil sie in dem Schauspielerinnenheim ihrer Mutter gefährdet erscheinen. Mit feiner Darstellungskunst und psychologischer Vertiefung wird die Entwicklung dieser Mädchenseelen, der Konflikt zwischen dem Blut der Mutter und der Erziehung der alten Exzellenz geschildert.

Über die Höhe. Von C. v. Schimmelpfennig. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Ein spannender Berliner Offiziers-Roman. Wirkliche Menschen aus dem Leben treten uns entgegen. In gewissem Sinne darf dieser lebensvolle Roman als eine Fortsetzung von Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen« betrachtet werden. Die dort angedeuteten Folgen einer Heirat zwischen Personen ungleicher sozialer Stellung werden hier dargestellt.

Stille Wasser. Von Teo v. Torn. Illustr. von H. Arnold. Geheftet 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

» . . . Ein heiteres, sonniges Kleinstadt-Idyll, in das nur ganz von fern das Leben der Weltstadt hinüberrauscht. Und doch, welche Fülle von lebensvollen Gestalten und packenden Situationen! Es ist ein Buch, das den Leser in angenehmster Weise zu fesseln und zu unterhalten vermag. Auf die humorvollen Bilder und die vornehme Ausstattung sei besonders hingewiesen.« (Blätter für Bücherfreunde.)

Die geborene Canthussen. Von E. Vely. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

E. Vely hat hier mit meisterhafter Charakteristik einen seltsamen Frauentypus gezeichnet, ein berückendes Weib, dem einzig seine eigene Schönheit und die Triumphe, die sie mit ihr feiert, Lebensinhalt ist. Die bewegten Ereignisse ihres Lebens vermögen an ihrem Wesen nichts zu ändern, und sie stirbt wie sie lebte, mitten im Rausch der Lebenslust. Paul Heyse nannte den Roman »ein hervorragendes Werk, ein glänzend durchgeführtes Charakterbild.«

Ein Lebensbuch. Von Hermine Villinger. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

In einem köstlich reifen, oft von Schwermut gedämpften Ton ist dieses Schicksalsbuch dreier Generationen niedergeschrieben. Die Feder führt Hermine Villinger einer Frau, deren eigenartiges, verhaltenes, musikalisches Temperament Konflikte und Erlebnisse heraufbeschwört, die nur von einer selbst aus tiefster Seele Schöpfenden wiedergegeben werden können.

Höhenluft. Von Fedor von Zobeltitz. Geheftet 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

»Zobeltitz verfügt über blühende Phantasie und energische Gestaltungskraft, aber in keinem seiner Romane kommen sie so gut zur Geltung, wie in dem vorliegenden, der zudem von souveränem Humor erfüllt ist. Die brillant erdachte Fabel spielt an einem kleinen deutschen Hofe, ein Milieu, das der Verfasser besser als irgend sonst ein Schriftsteller kennt.« (Hamburger Nachrichten.)

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.